



2. Buch »Der Bücher allerletzte Wahrheit«

Wie der Weg zu sich zu Gott führt

aufgeschrieben von

Gerd Pfeffer

Jakobsweg mit Adam

von

Gerd Pfeffer

© 2018, 2021 Gerd Pfeffer
Ulrichweg 16
72119 Ammerbuch
gerd.pfeffer@gmx.de

Meinen Töchtern Angela und Sybille, die mich mit und seit ihrer Geburt das Leben lehrten.

Ich danke Euch dafür
und liebe Euch.

Der Weg jedes Menschen ist ein Weg zu sich selber hin.

Hermann Hesse, »Demian«

Inhaltsverzeichnis

Ein paar Worte vorweg	7
Adam und das Leben.....	7
Der Worte vorweg, 2. Teil.....	9
Das 1. Pfeffersche Intelligenzaxiom	14
Zurück zum Jakobsweg.....	17
Aufbruch.....	22
Das 2. Pfeffersche Axiom der Dreifaltigkeit des vergeblichen Wegs.....	24
Heimatliche Etappen.....	28
Lob auf die Wandersocke	31
Du l'eau, si vous plait.....	32
Je ne comprend pas	35
Unterwegs im Regen.....	37
Das Blue-Jeans-Gleichnis.....	40
Verwünschung eines Autos und ein Langhaariger am Baum	42
Giosuè	45
Das Unheil der Selbsterstörung der Dinge.....	47
Unheil trifft Unschuld.....	48
Déjà-vu	52
Leibhaftige Pilger	55
Glück und Leid	57
Abbaye d'Accey	62
Der Radfahrer	67
Das Labyrinth.....	72
Abschied und neuer Aufbruch.....	76
Cassis-Explosion.....	82
Schicksal, Fluch und freier Wille	85
Vater unser?	90
Selfie vor Zehn	94
Der Baum der Erkenntnis	100
La Prieuré de Montverdun	158
Montbrison, Soleymieux, Usson-en-Forez, Le Cros	161
Ankunft ... in Le-Puy-en-Velay.....	163

Ein paar Worte vorweg

Dringende Warnung:

Gleich am Anfang muss zuerst einmal gewarnt werden:

Wer diese Geschichten liest und sich damit auf meine Gedanken einlässt, läuft ernsthaft Gefahr verführt zu werden.

Verführt zu Ideen, Wünschen und Vorstellungen, die ihn, also Dich, lieber Leser, vielleicht insgeheim schon seit langem beschäftigt haben, die Du Dir jedoch bisher nicht einzugestehen oder überhaupt zu denken gewagt hast. Insgeheim schon deswegen, weil man sowas heute in unserer profanen Welt nicht offen sagen darf, will man nicht der Esoterik oder, *horribile dictu*, sogar der Gläubigkeit geziehen werden. Vielleicht, weil man ja selten genau weiß, was einen im Moment im Endeffekt tatsächlich umtreibt.

Und was ist »sowas«?

Ja nun, lies halt weiter, denn egal wie oder was, mit derlei Unsicherheiten räumen meine Geschichten auf.

Endgültig.

Versprochen!

Aber zu Beginn soll man seine Leser ja weder überfordern noch erschrecken, daher gemach und Punkt für Punkt:

Verführt, weil ich es nämlich darauf anlege, dass meine Geschichten Dich gefangen nehmen, Dich ver- und so wegführen von einem bisherigen ausgelatschten Weg hin zu Deinem wirklichen, jedoch noch nicht zu Ende gebrachten eigentlichen Pfad. Und Dich so dazu verleiten, das zu denken und womöglich dann sogar zu tun, was Du im Geheimen schon lange hast tun wollen und, wenn Du ehrlich bist, längst hättest tun sollen.

Gib es doch zu: Auch Du hast Deine blauen Berge am Horizont, Deine Wünsche, Deine Träume. Wie schon die Blaue Blume der Romantiker sind diese blauen Berge für Dich und mich, für uns, Sehnsuchtspunkt für unsere Suche nach Glückseligkeit, für unsere Hoffnungen, unser spirituelles, metaphysisches Streben nach neuen Dimensionen, nach der allumfassenden Liebe und damit ein Symbol für unsere Wanderschaft dorthin. Aber es ist halt, wie es ist: Da war zuerst die Ausbildung mit vielleicht hinreichender Zeit, aber wenig Geld, dann kam der Beruf, damit war zwar Geld da, aber die Zeit war weg. Schließlich kam die Familie, das Haus und was es sonst nicht alles an Hindernissen auf dem Weg zu den blauen Bergen gibt, womit Zeit und Geld zugleich rar wurden. Nicht zuletzt war und ist es da, wo Du momentan Deine Zelte aufgeschlagen hast, eigentlich recht kommod. Sonst wärest Du ja nicht dort! Ich weiß, ich weiß. Kommt mir auch irgendwie bekannt vor. Nichts dagegen, wenn da bloß nicht diese elenden Berge am Horizont wären, die Dich und mich ständig gemahnen, noch nicht fertig zu sein, noch nicht abzuschließen, nicht aufzuhören, das Feuer noch nicht ausgehen zu lassen.

Und damit sind wir auch schon bei der Hauptfigur meiner Erzählungen:

Gestatten, Adam.

Adam und das Leben

Adam und Eva hatten schon seit einiger Zeit die schier unendlichen Weiten der ewigen Blumenwiesen der Liebe miteinander erkundet. Hand in Hand zogen sie nun also hinaus in neue Landschaft, die das Leben für sie bereithielt. Die blauen Berge ganz hinten am Horizont hatten es ihnen angetan und zo-

gen sie magisch an. Der Weg schien zwar weit, aber sie waren sich sicher, es miteinander leicht dort hin schaffen zu können.

Sie waren schon ein gutes Stück des Wegs gegangen, da vernahmen sie einen neuen, ihnen gänzlich unbekanntem Ruf. Sie sahen sich um und entdeckten nur wenig abseits des Wegs ein Bündel Mensch in den Blumen des Feldes. Ganz klein und süß und mit einem Lächeln, das ihnen den Atem raubte. Natürlich mussten sie da anhalten, um das Wesen zu bestaunen. Natürlich erkannten sie auch, dass das Wesen sie brauchen würde, da weit und breit niemand sonst war. Sie sahen sich tief in die Augen und versicherten sich gegenseitig ihrer unverbrüchlichen Absicht zu den blauen Bergen zu gehen, aber geänderte Umstände erforderten eben auch neue Entscheidungen. Aufgeschoben sei nicht aufgehoben: Das Ziel seien und blieben die blauen Berge, auch wenn es nun hieß, vorerst Anker zu werfen.

Sie wandten sich also wieder dem Wesen zu, nannten es Tochter, gerufen Ahörnchen, und fuhren im Staunen fort bis ihnen die Augen heiß und die Lider schwer wurden. Aus dem plötzlich aufkommenden Nebel bildete sich schließlich eine Gestalt in weiten weißen, luftig wallenden Gewändern, die ihre üppigen, wohlgerundeten und offensichtlich weiblichen Formen mehr betonten als verbargen. Die Gestalt, das Leben, beugte sich über das Wesen und lächelte glücklich. »Ach, ist es süß. Das wird ein ganz besonderes Kind«, entrang es ihr.

Inzwischen hatte sich eine weitere Gestalt dazu getan. Hager, in schwarzem, härenem Gewand, bleich und streng im Gesicht. Schweigend und misstrauisch umschlich der Tod das Wesen. »Naja, ich weiß nicht. Es ist ein wenig blass und schwächlich. Fast schon hinfällig. Ich könnte es gleich mitnehmen«, gab er mit papierener Stimme kund.

»Hüte Dich!«, keifte das Leben, »rühre es nicht an oder ich kratze Dir die Augen aus.«

»Ich dachte ja nur und wer weiß, was ihm dann alles erspart bliebe«, verteidigte sich der Tod. »Ich versuche nur meine Pflicht zu tun.«

»Was es im Leben zu bestehen hat, ist allein meine Sache«, erwiderte das Leben.

Derweil hatten sich weitere Gestalten zu ihnen gesellt. Eine leicht bekleidete Schöne, das Glück. Eine hochgeschlossene und etwas verkniffen wirkende ältere Jungfer, das Schicksal.

»Das Leben hat Recht, es wird einmal eine ganz besondere Frau. Reich und schön und glücklich«, rief das Glück und verwarf die Hände zum Himmel.

»Wenn es denn wahr wird und die Sterne gutstehen, mag das Glück recht haben«, wisperte das Schicksal. »Aber wer weiß das schon? Vielleicht gerät sie in schlechte Gesellschaft oder wird krank.«

»Sei nicht so pessimistisch«, schalt sie das Leben, »sie hat doch ihr ganzes Leben erst noch vor sich.«

»Kann ich gegen die Macht der Sterne und der Umstände was ausrichten«, entgegnete das Schicksal.

»Richtig«, flötete das Glück, »ohne Glück geht es nicht. Aber sie wird ein Glückskind sein. Erfolgreich und zufrieden. Aus ihr wird wenigstens ein Genie, eine Philosophin, wenn nicht sogar eine Eisenbahnschaffnerin oder ...«. »Papperlapapp«, schnitt ihr das Leben das Wort ab, »sie wird eine ganz tolle Frau, die ihr Leben zu richten und zu genießen weiß.«

»Wenn da mal bloß nichts dazwischenkommt«, meckerte das Schicksal. »Wie leicht kann was passieren. Ein Sturz vom Fahrrad, ein Ziegelstein von oben ...«

»Ich sag ja, ich könnte sie gleich mitnehmen und ihr damit das alles ersparen«, mischte sich wieder der Tod ein.

»Ihr passiert doch nichts, diesem Glückskind«, flüsterte das Glück, »außer einem Gewinn im Lotto oder einem 6-er-Pasch beim Würfeln. Mindestens das, wenn nicht mehr wird ihr zuteilwerden.«

»Schluss jetzt«, rief das Leben die Gestalten zur Ordnung und klatschte dabei in die Hände. »Sie wird all das erleben, was sie erleben muss. Glück und Leid. Liebe und Zufriedenheit. Trauer und Hoffnung. Ihr Leben eben.« Daraufhin lichteten sich die Nebel und die Gestalten entschwanden.

Adam und Eva erwachten und sahen sich noch immer in der Anschauung des Kindes befangen. Da ein Glück nur selten allein bleibt, fanden sie nur wenig später ein zweites Kind auf der Liebewiese ihres Lebens und nannten diese Tochter Behörnchen. Und wieder öffneten sich ihnen alle Pforten des Paradieses in der Anschauung dieses Prachtstücks. Es roch buchstäblich vor und nach Glück.

Sie gingen also vor Anker und richteten es sich soweit häuslich ein, als es ihr bekannt nur zeitweiliger Aufenthalt geboten erscheinen ließ. Ihr Ziel waren und blieben ja die blauen Berge. Die Möbel ihrer Gemächer waren deshalb zwar einigermaßen gediegen, aber nicht derart, dass man hätte auf die Idee kommen können, sie würden sich auf Dauer einrichten. Vor allem hatten sie insofern jedoch keine Lust sich ständig zu grämen, ob der allfälligen Beschädigungen, welche die Töchter in ihren ersten Jahren dem Mobiliar zufügen würden. So widmeten sie sich also deren Aufzucht.

Viele Jahre und Jahrzehnte später wurde Adam bei Renovierungsarbeiten an seinen Gemächern gewahr, dass er darin noch immer überraschend wenige Dinge mit Dübeln und Schrauben befestigt hatte. Reißzwecken und sonstiges leichtes Befestigungsmaterial waren vorherrschend. Auch sein Bücherregal hatte er nur durch eingeklemmte Holzkeile gesichert. Selbst sein anderes Mobiliar war bei genauerer Betrachtung überwiegend leicht zerlegbar, einfach gestaltet und transportierbar. Das erinnerte ihn schließlich seines unterbrochenen Wegs.

Daraufhin trat Adam vor die Tür und sah wieder die blauen Berge am Horizont.

Der Worte vorweg, 2. Teil

Soviel an dieser Stelle zu Adam. Man erkennt also leicht, um welche Sorte Mensch es sich bei ihm handelt.

Doch zurück zu den persönlichen Träumen. Es ist doch ausgesprochen nett von den Bergen, dass sie sich nicht so einfach zur bloßen Kulisse reduzieren lassen. So bleibt auch Dir, lieber Leser, der Stachel Deiner anfänglichen Wünsche und Träume im Fleisch Deines bequem gewordenen Lebens erhalten.

Was tun?

Nimm die Herausforderung halt an, greife Deine Träume einfach wieder auf, wenn sie nun schon so lange auf Dich gewartet haben! Es sind doch Deine Wünsche und Träume. Und, ehrlich gesagt, so schwer ist es gar nicht sich zu seinen Träumen und Wünschen zu bekennen. Wer sollte Dich denn daran hindern wollen? Träume also Deinen Traum und versuche ihn und Deine Wünsche Wirklichkeit werden zu lassen, indem Du sie wahrmachst und lebst. Ja, anfangs wirst Du Dir vielleicht selbst etwas komisch vorkommen, wenn Du beginnst auf Deinen Pfad zu den blauen Bergen zurückzukehren, wenn Du beginnst in Deine Vergangenheit zurückzugreifen, um dort an liegengebliebenen Fäden anzuknüpfen. Aber was soll's? Außer Dir wird niemand wirklich etwas merken. Selbst wenn Du Dein altes Schmusetier aus Kindertagen wieder herausziehen solltest. »Ach, ist ja süß«, wird es heißen und, wenn Du männlichen Geschlechts sein solltest, wird die Damenwelt Dir deswegen zu Füßen liegen, bist Du eine Frau, werden die Männer Dich umso süßer finden. Alles eine Frage der Perspektive. Ansonsten wird Dein neues, altes Leben Dir alsbald wohlbekannt wie ein altes Jackett vorkommen und Du wirst Dich fragen, wie Du jemals von Deinem damals begonnenen Weg zu Deinen wirklichen und wahren Wünschen und Träumen hast abgehen können. Wirkliche Erfüllung heißt doch, dass man sich seinen Lebenstraum, seinen Wunsch erfüllt, dass man darin ganz bei sich ist. Dass Du ganz Du selbst bist. Erst so ist der Mensch ganz Mensch. Und nur der Mensch, der sich selbst ganz ausfüllt,

sieht sich, wie er wirklich ist. Dadurch sieht er sich und die anderen, die sich wie er auf den Weg gemacht haben, in neuem Licht. Und dieses neue klare Licht nimmt ihn gefangen und führt ihn zu sich. Und mit jedem Schritt auf diesem Weg wächst die Sicherheit, auf dem rechten Weg zu sein. Und mit der Sicherheit wächst das empfundene Glück, es füllt Dich immer weiter aus, bis Du vor Glückseligkeit laut lachen und singen und tanzen willst. Ja, warum denn nicht! Was außer diesem Glück sollte das Leben sonst lebenswert machen? Dabei spürst Du, dass dieses neue Licht nicht nur hell und rein und klar ist, vielmehr nimmst Du immer mehr wahr, wie es Dich weich und sanft umschmeichelt, Dich berührt. Du fühlst Dich vom Licht an- und aufgenommen. Es umfängt Dich, umhüllt Dich, wird mit Dir eins. Der Blick in dieses Licht wird so zum Kuss. Und dieser Kuss offenbart Dir endlich das wahre Wesen des Lichts: Das Licht ist die Liebe, Liebe ist Licht. Die Liebe leuchtet Dir auf Deinem Weg.

Wohin?

Heim, nachhause.

Für mich wurde nach vielen anderen Anläufen, Irrungen und Wirrungen irgendwann der Jakobsweg zu solch einem Traum. Ein Traumziel. Mein Traumweg. Mein Weg durch meine Träume zu neuen Träumen. In meine Traumwelt, meine Traumzeit. Vielleicht ist der Jakobsweg, ob in der von mir gegangenen Länge oder nur in seinem bekannteren spanischen Teil, dem Camino francés, ja auch für Dich solch ein Traum. Vielleicht ist der Jakobsweg auch nur eine Metapher für die Verheißung eines neuen oder eines anderen, jedenfalls aber eines eigenen Wegs. Warum denn nicht? Mir hat sich mein Jakobsweg ausgesprochen vielfältig gezeigt. Er war mir Weg von hier nach da, Weg vom Kleinen zum Großen, von meinem Ego zu mir, von mir zur Liebe und von der Liebe zu Gott.

Oh, hoppla, jetzt steht es da, das G-Wort.

Ich sehe also keinen Grund, warum Du Deinen Weg zu Deinem Traum auf die eine oder andere Art jetzt nicht angehen solltest. Weshalb solltest Du auch sonst dieses Buch aufgeschlagen haben? Jetzt? Gleich?

Ja, wann denn sonst? Jetzt ist noch lange nicht der schlechteste Moment, um damit anzufangen. Jetzt ist so gesehen auch nicht anders oder besser oder schlechter als später. Und wenn schon später, warum dann nicht gleich?

Ob das nicht ein bisschen plötzlich sei, meinst Du. Du bist noch gar nicht vorbereitet?

Ja, wer ist das schon! Unverhofft kommt oft, sagt man. Und, was willst Du denn tun, wenn Du auf diese Weise plötzlich vor dem Neuen, dem Unbekannten, vor der Herausforderung stehst? Weglaufen? Dich verstecken? Vor wem und was denn? Vor Deinen eigenen Träumen? Also lass das! Du bist doch kein Kind. Tu, was zu tun ist und geh ihn halt, Deinen Weg.

Also doch bloß noch so ein Weg-Buch. Du kennst schon genügend Literatur über das Suchen des eigenen Weges, sagst Du.

Und, was haben sie Dir gesagt und gebracht, Deine Weg-Bücher? Aber lass gut sein. Egal wie oder was, vergiss das alles erst einmal.

Suchen war nämlich gestern, wir wollen finden!

Seien wir doch ehrlich: Eine Frage bleibt in derlei Weg-Wortgeklingel nämlich meist offen: Weg wohin? Das heißt nun nicht, dass ich meine insoweit alles besser zu wissen. Das heißt schlicht, dass meine Geschichten Dir als Beispiel dienen können oder sollen, damit Du ohne Hokuspokus zurück zu Dir, zu Deinen eigenen Quellen, zu Deinem Weg finden oder vielleicht richtiger, ihn wiederfinden kannst.

Lass Dich halt darauf ein und Du wirst schon selbst sehen!

Und keine Angst: Ich predige dazu nicht die völlige Umkrepelung Deines Lebens, aller Deiner bisherigen Gewohnheiten oder Lebenseinstellungen. Der Weg wahrer Spiritualität ist ja nicht abgehoben oder versponnen. Sich in orangene Gewänder hüllen und mit Glöcklein auf den Straßen umhergehen

war schon vorgestern eigentlich ein Witz. Der Kinofilm »Sommer in Orange« zeigt schön, wie das damals in den 1970er-Jahren war. Ich habe mich fast ausgeschüttet vor Lachen, so gut ist darin das Lebensgefühl der seinerzeitigen »Aussteiger« getroffen. Ja, ich gebe ja zu, dass ich damals selbst mächtig auf dem Hippie-Trip war. Allerdings, soweit wie jene im Film bin ich denn doch nicht gegangen. Das habe ich anderen überlassen. Manche machten sich bloß auf in die Landkommune, andere über die Türkei, Persien, Afghanistan nach Indien oder Nepal. *Paolo Coelho* beschreibt das im Roman »Hippie« teilweise recht treffend, hört aber schon in der Türkei auf. Auch einige meiner Bekannten machten sich so auf den Weg. Die einen landeten dann entweder gleich oder nach ihrem Indien-Trip doch auch in einer Kommune im Allgäu, von anderen habe ich nach ihrem Aufbruch nach Indien nie mehr etwas gehört. Eine dritte Fraktion führte ihr Weg gleich oder später bloß in den Drogensumpf am Bahnhof Zoo des damaligen West-Berlins.

Egal wie, sie alle machten sich irgendwie auf den Weg. Oder Irrweg.

Nö, nö, so is dat heut aber nich mehr.

Heute wollen wir auf unserem Weg nicht etwas oder jemand anderes sein. Im Film »Sommer in Orange« wurde zu Beginn aus der schwäbischen Brigitte noch »Shakti« bis am Ende aus Shakti doch wieder Brigitte wurde. Den Umweg können wir uns also glatt sparen. Es genügt vollkommen, wenn wir aus »Ich heute« - wieder - zu dem werden, was wir ursprünglich, jedenfalls aber eigentlich immer schon waren und sind. Für uns, die wir mit beiden Beinen mitten im Leben stehen, sind solche Rollenspiele also eher ungeeignet, wie mir scheint. Ein Vater, eine Mutter, ist für sein Kind ja auch nur dann ganz Vater, Mutter, wenn er oder sie das mit jeder Faser seines Herzens ist. Zur Selbstdarstellung oder zur Schauspielerei ist da kein Platz. Wollen wir auch gar nicht. Unser Leben ist ja kein Film und wir sind darin keine Schauspieler. Ich bin der Ich und Du bist Du, von den Haarspitzen bis zu den Füßen.

Wirklich?

Wirklich!

Es mag daher sein, dass Du am Ende Deines Wegs zu Dir, Deines eigenen Jakobswegs, Dein Leben grundlegend ändern willst. Das ist im Ansatz vielleicht gar kein schlechter Gedanke, aber ob und inwieweit das für Dich notwendig ist, musst Du dann letztlich schon selbst wissen. Und ich bin mir sicher, Du wirst dabei schon das richtige Maß finden.

Zuerst musst Du Dich aber überhaupt mal auf den Weg machen.

Deswegen, erst einmal nein zu allen anderen inzwischen aufgetauchten Fragen und damit zurück zum Anfang. Das alles ist nämlich gar nicht mein eigentliches Anliegen. Mein Anliegen ist bloß Dir zu helfen Deinen Weg zu erkennen, Deinen Traum zu leben. Dabei spreche ich natürlich nicht vom Traum als Star im Film oder im TV aufzutreten. Auch der Wunsch im Lotto zu gewinnen oder die Dame oder den Herrn seines Herzens zu bezirzen und zu gewinnen, ist nicht mein Thema.

Mein Thema bist allein Du.

Dir möchte ich durch meine Geschichten einen Weg zu Dir selbst bahnen
– und damit zu Gott.

Oha! Da steht es nun schon wieder, das G-Wort.

Ja, bahnen ist wohl schon der richtige Ausdruck. Den Weg bahnen wie man den Schnee wegräumt, den Weg freimacht. Ich denke, dass da wohl einiges an Hindernissen, Trümmern und Sprengsätzen auf diesem Weg liegen, die zuerst beiseite geräumt werden müssen. Warum sollte es Dir besser ergehen wie mir?

Und warum zu Gott? Was soll das?

Viele werden den Herrn dem Namen nach aus Kindheit und Schulzeit kennen. Oder, wie ich meine, sein Zerrbild. Hoffentlich klärt sich auch das durch meine Geschichten und Du siehst Gott dann klar und deutlich, so wie ich Dich sehe.

Wird das jetzt ein Traktat über Gott, Kirche und Klerus?

Nein! Aber auch gar nicht. Meine Geschichten handeln vielmehr von meiner Begegnung mit Gott und

sind insoweit eigentlich eine ziemlich persönliche Angelegenheit, ich weiß. Aber recht betrachtet handeln sie damit bloß von der Unmittelbarkeit dieser Begegnung, so wie sie sich *Martin Luther* vielleicht einmal vorstellte. Dabei bin ich katholisch, was Luther ursprünglich jedoch auch war. Zudem, was heißt hier schon persönlich? Du und ich reden davon, der und die, jene und andere auch. Die Sache mit Gott ist so gesehen daher ungefähr so individuell wie eine Flasche Bier aus der Großbrauerei oder so persönlich wie ein Gespräch über das Wetter. Oder zwar subjektiv und trotzdem kommun, uns allen gemeinsam. Ja, Dein Weg ist Dein Weg, meiner ist meiner und ob Dein Erlebnis mit – Deinem – Gott unbedingt dasselbe ist wie meines, ich weiß es nicht.

Aber eines weiß ich: Wir alle wollen zu Ihm.

Und das eint uns.

Also kurzum, die Sache mit Gott ist eine eher spirituelle oder transzendente Sache und deshalb eine Angelegenheit einer anderen Welt. Kirche und Klerus sind dagegen Dinge dieser Welt, die schon deswegen nichts, aber auch rein gar nichts mit Gott zu tun oder etwas Wesentliches über Gott zu sagen haben.

Und wer ist dann dieser Gott, wirst Du fragen.

Je nun, wer von uns weiß das schon so genau? Was wir nicht wissen, können wir aber immerhin glauben. Oder im Grunde unseres Herzens fühlen. Vielleicht wird dann mit zunehmendem Empfinden über die Richtigkeit unseres Wegs aus unserem Glauben allmählich eine immer tiefer erspürte, spirituelle oder metaphysische Gewissheit. Ich sehe Gott insofern manchmal auch eher als eine Art »black-box« für all die mir sonst unverständlichen Geschehnisse in meinem Leben. Und so als Schlüssel für das hinter dem Vorhang der Tausend Dinge dieser Welt verborgen liegende eigentliche Geschehen. Damit meine ich nun aber nicht eine geheime Weltformel oder dergleichen, sondern schlicht das sich in uns, also in Dir und mir, stets und unablässig vollziehende göttliche Gesetz.

Meine Geschichten handeln also auch von Gott, das heißt von meinen Gesprächen mit Gott. Mit meinem Gott, meinem Gewissen, um da keine Missverständnisse aufkommen zu lassen. Wer mag, kann ihn genauso gut auch Buddha, Guru, Allah, Höheres Wesen, Weiser vom Berg, Universum, universelles Licht, Erleuchtung oder sonst wie heißen. Namen sind sowieso nur Schall und Rauch oder maya, Schein, wer das bevorzugt. Bei näherer Betrachtung wird nämlich klar, dass all das bloß unterschiedliche Bezeichnungen für den eigentlichen Kern der Sache sind: Das Große Erwachen, die Erleuchtung, die Erkenntnis, die Offenbarung. Wie schon meine Wortwahl zeigt, ist mir die Beschäftigung mit buddhistischer Unterweisung dabei nicht nur das Schmücken mit fremden Federn. Vielmehr zeigt diese, wie ich meine, nach wie vor und noch immer die Möglichkeiten und Wege zur mystischen Versenkung auf, was bei uns im Abendland spätestens nach den Mystikern des Mittelalters doch etwas aus dem Blick geraten ist. Meine Geschichten erzählen so von der unfasslichen Magie und der dabei zugleich doch alltäglichen Möglichkeit Gott als allumfassender Liebe zu begegnen. Gott als Weg und Ziel. Gott als Weg zu Erleuchtung und Offenbarung und Gott als Erleuchtung und Offenbarung selbst. Genau besehen kürzt diese Sicht das Verfahren der Erkenntnis dann doch erheblich ab, wenn es einem auch nicht die Beschäftigung mit sich selbst erspart. Denn nur wer sich selbst kennt und akzeptiert, kann auch Gott erkennen und akzeptieren. Akzeptieren heißt in dem Fall lieben und sich und Gott nicht zu lieben ist in meinen Augen sowieso schlicht unmöglich. Es sind deshalb eben auch Geschichten, die helfen wollen, den Weg zu sich in sich selbst zu sehen. Und sich dabei in Gott zu erkennen. Oder Gott in sich.

Und damit sind wir wieder zurück beim Thema, den Weg zu sich und seinen Träumen zu finden. Wie schon der Titel des Bands, den Du in Händen hältst, nahelegt, handeln meine Geschichten nicht nur vom Jakobsweg als meinem Weg zu mir und meinen Träumen, sondern natürlich auch von meinem tatsächlichen Jakobsweg, der mich von meiner Haustüre in E., im Ammertal zwischen Herrenberg und Tübingen gelegen, bis nach Santiago de Compostela, also durch Südwestdeutschland, quer durch Frankreich zu den Pyrenäen und über den bekannten Camino francés durch Spanien geführt hat. Das

sind summa summarum rund 2700 Kilometer. Diesen Weg bin ich in den Jahren 2016 bis 2018 in drei Etappen gegangen. Ursprünglich wollte ich ihn ja an einem Stück gehen, aber, wie das halt so ist: Zu weit, zu heiß, zu nass, zu steinig, zu sumpfig, selbst zu schwach ... und was es nicht alles sonst für Ausreden vor sich selbst gibt. Bei mir war es im ersten Anlauf Fersenweh oder *malade au pieds*, wie der Franzose sagt. Gegen das Fersenweh halfen auch ein paar Ruhetage nicht wirklich. Im Sommer 2016 habe ich nach sechs Wochen und rund 1200 km deswegen in Le-Puy-en-Velay meine Wanderung unterbrochen und mich entschlossen, den Weg in Etappen zu unterteilen. Andere Umstände erfordern eben neue Entscheidungen.

Im Mai 2017 habe ich dann als zweite Etappe die *Via podiensis* von Le-Puy-en-Velay bis zu den Pyrenäen in Angriff genommen. Aber: »*Jesus kam nur bis Eboli*« hieß einmal ein Kinofilm, ich kam nur bis Malause. Diesmal war »zu heiß« angesagt. Ich war in die seinerzeitige Hitzeperiode hineinmarschiert und schon in den Bergen des Massif central gab es schließlich keinen Tag mehr unter 35 Grad. Ab Moissac geht es bis zu den Pyrenäen überwiegend durch tiefgelegenes Land und schon von Moissac bis Malause stieg das Thermometer auf über 40 Grad im Schatten. Im Schatten liegt insofern aber nur das wetteramtliche Thermometer, wohingegen der Weg überwiegend der prallen Sonne ausgesetzt war. Und auf diesem Weg war ich mit Rucksack unterwegs, denn einen auf der Strecke von Le-Puy-en-Velay bis Saint-Jean-Pied-de-Port am Fuß der Pyrenäen möglichen Gepäckservice wollte ich nicht in Anspruch nehmen, da das meiner Sicht eines Jakobspilgers zuwiderlief: Der Pilger trägt sein Bündel wie seine Sündenlast selbst! Außerdem bin ich Schwabe und eine solche Ausgabe hätte mich doch irgendwie gereut (Warum soll ich für etwas bezahlen, was ich selbst erledigen kann, wenn ich doch sowieso auf demselben Weg unterwegs bin?) und mir schon allein darum den Weg irgendwie vergällt. Wind gab es in der Ebene am Kanal entlang von Moissac bis Malause nicht, keinen Hauch. An den Bäumen bewegte sich daher kein Blatt, noch nicht einmal, wenn man darüber blies. Die Hitze wurde so buchstäblich sichtbar wie ein Wellenschleier aus heißflüssigem Glas vor dem Gesicht. Jetzt war es nicht nur der Rucksack, der zu tragen war, jetzt kam auch noch die lastende Hitze dazu. Soviel kann man gar nicht trinken, wie man da schwitzt. Leben heißt zwar leiden, was auf Sünder und Pilger besonders zutrifft und als Buße für all die begangenen Sünden hätte ich den einen oder anderen Hitzetag auch klaglos hingenommen. Aber was zuviel ist, ist zuviel. So sündenbeladen bin ich denn doch nicht, habe ich mir schließlich gesagt, als dass ich mir das noch länger antuen müsste. Also habe ich meinen Pilgerweg wieder unterbrochen, diesmal schon nach drei Wochen und rund 400 km. Wenn Jesus, wie gesagt, schon nur bis Eboli kam, so bin ich eben nur bis Moissac gekommen, das heißt eigentlich bis Malause und dann wieder fünfzehn Kilometer zurück nach Moissac, weil es dort einen Bahnhof mit Anschluss an die Welt gibt.

2018 bin ich dann den Rest von Moissac nach Saint-Jean-Pied-de-Port und von dort über die Pyrenäen den Camino francés bis Santiago de Compostela gegangen. Ungefähr 1200 km dürften das gewesen sein, was ich in starken sechs Wochen geschafft habe.

Meine Geschichten behandeln also vorliegend den Weg von mir daheim in Südwestdeutschland bis Le-Puy-en-Velay. So Gott will, wird mein weiterer Pilgerweg von Le-Puy-en-Velay über Moissac bis Santiago de Compostela in einer Fortsetzung des Bands, den Du, lieber Leser, gerade in Händen hältst, Platz finden

Über meinen Weg von daheim bis Le-Puy-en-Velay berichte ich also hier. Aber keine Angst, ich gebe hier keine herkömmliche Reisebeschreibung zum Besten, sondern schildere insofern allenfalls einzelne Episoden oder Geschehnisse meiner Pilgerreise. Sie sind damit eher der Rahmen für ein Bild, das sich mir dabei als Ergebnis meiner »Meditation mit den Füßen« dargeboten hat. Wie schon in meinen früheren Geschichten im Band »*Göttliche Komödien*« lasse ich dazu wieder die Figur des biblischen Adam zu Wort kommen und erzähle die Geschehnisse, Erlebnisse und Gedanken auf diesem Weg aus dessen Sicht. Es handelt sich also nicht - jedenfalls nicht nur - um Geschichten, die ich mehr oder weniger selbst erlebt habe, vor allem sind es - zumindest auch - Geschichten, die sich unter Berück-

sichtigung der jeweiligen Umstände, der handelnden Personen, des Luftdrucks und des Mondstandes so oder so ähnlich zumindest hätten zutragen können. Vielfach ist es ja ohnehin so, dass erfundene Geschichten oft viel wahrscheinlicher und realistischer erscheinen als die Wirklichkeit selbst. Im Grunde ist die Wirklichkeit häufig viel zu phantastisch, als dass sie tatsächlich wahr sein könnte. Später heißt es dann beispielsweise von zwei Verliebten, dass es eine Geschichte wie die von Romeo und Julia sei, ohne dass die beiden dabei aber die Realitätsnähe ihres literarischen Vorbilds erreichen würden. Wie oft hatte ich selbst schon ein déjà-vu, wenn ich mich im täglichen Leben in Geschehnissen verstrickt sah, die ich mir so oder so ähnlich früher einmal als Geschichte ausgedacht hatte.

Ja, in welcher Welt lebe ich denn eigentlich?

Eben, in welcher Welt leben wir eigentlich? Ist das tatsächlich die Welt, die wir angeblich täglich schauen, die sich uns tagtäglich zur Anschauung anbietet oder uns zur Anschauung dargeboten wird? Oder sind das nicht bloß Trugbilder, Gekräusel auf der Oberfläche, Wellen auf den ewigen Wogen des Ozeans des Lebens, die kommen und vergehen, während das eigentliche Leben sich erst in den Wogen selbst oder sogar in einer noch tieferen Schicht offenbart? Solche Gedanken oder auch Meditationen sind für mich die eigentliche Essenz meines Jakobswegs. Vielleicht eines jeden Wegs, der bewusst gegangen wird. Meine Reisebeschreibung ist deshalb vielleicht auch eher eine Beschreibung des bewussten Gehens seines Weges, der Reise zu sich selbst

– und damit auch zu Gott.

Allein zu Fuß durch die Gegend zu gehen, eröffnet ständig neue Perspektiven. War man gerade noch im Wald unterwegs, zeigt sich einem gleich danach eine neue und bisher unbekannte Landschaft.

War es eben noch kühl, tritt man nun hinaus in hitzeflirrende Wiesen und Felder, geht über Berge und durch Täler, durch scheinbar einförmige Landschaften, dann idyllische Winkel, romantische Dörfer, auf menschenleeren Straßen und Pfaden oder fast urplötzlich durch quirrlige Städte und Orte. Mit Menschen, die drängeln, eilen. Mit Autos, die noch mehr drängeln. Plötzlich kann man nicht mehr einfach geradeaus gehen, man muss auf die Welt um sich herum aufpassen, will man nicht ständig jemanden anrempeln oder gar selbst unters Auto kommen. Wie früher in jenem Leben, bevor man losgegangen ist. Hat man diese Zumutung hinter sich gelassen, erstreckt sich vor einem wieder die quasi als neue Heimat empfundene freie Landschaft. Ist man dann derart zurück in der Landschaft wird das wie eine Heimkehr ins Idyll empfunden.

So ging es jedenfalls mir.

Das 1. Pfeffersche Intelligenzaxiom

Im Grunde bin ich nämlich ein Landei. Städte sind mir an sich ein Graus. Zudem haben sie für die Einwohner den Nachteil, das 1. Pfeffersche Intelligenzaxiom schlagend zu beweisen. Danach hat Gott bei der Erschaffung der Welt ein fixes Quantum an Intelligenz pro Quadratkilometer vorgesehen. Angesichts der hohen Bevölkerungsdichte in den Städten reicht es für den einzelnen Stadtbewohner daher notwendigerweise nur für ein relativ bescheidenes Intelligenzpaket. Die Folge ist, dass ein Städter, nicht nur auf dem Land, einer Wildsau im Kornfeld gleicht. Nichts gegen die Wildsau, aber der Flurschaden ist insoweit stets enorm. Für T., der Kreisstadt neben meiner Heimatgemeinde, gilt zudem die 1. Ableitung zu meinem Intelligenzaxiom. Danach neigt Intelligenz regelmäßig zur Verklumpung, neudeutsch zur Clusterbildung. Hat die Intelligenz einmal einen Kondensationskern gefunden, schlägt sie sich allein dort nieder, so dass für den Rest umso weniger übrigbleibt. T. hat nun aber seit alters her eine Universität. Damit ist klar, dass sich die Intelligenz vor allem dort verklumpt, für die Stadt im

Übrigen bleibt folglich fast nichts. Insbesondere das unweit der alten Universität gelegene Rathaus geht daher ziemlich leer aus, wie sich fast täglich aufs Neue zeigt.

Ein Beispiel dafür ist das Tempo-30-Drama. Auf den Straßen fahren seit alters her Autos, was für die grün-rote Mehrheit im Gemeinderat jedoch per se ein Unding ist. War die Stadt früher einmal ein weithin bekanntes Beispiel für eine funktionierende grüne Welle auf den Hauptstraßen, wurde diesem Überbleibsel einer verfluchten und automobilversessenen Zeit von dieser Mehrheit ein wohlverdientes Ende bereitet. Seither staut sich der Verkehr allenthalben, was nun dahin gedeutet wird, wie verderbt dieser Weg individueller Mobilität sei. In dem Zusammenhang lohnt sich vielleicht auch noch der Hinweis auf die pietistische Vergangenheit und womöglich immer noch andauernde geistige Gegenwart der Stadt, wonach jedwedes empfundene oder tatsächliche Elend ohnehin bloß die wohlverdiente Strafe für begangene Übeltaten ist.

In einem Vorort im Westen der Stadt wird das Ergebnis dieser Umtriebe in besonderer Weise augenfällig. Zuerst wurde mitten im Flecken an einer Straßeneinmündung eine große Ampelanlage installiert. Seitdem staut sich der Verkehr dort in alle Richtungen bis weit außerhalb zurück, denn dem Verkehrsfluss geht es dabei wie seinem flüssigen Vorbild: Wird in einen Fluss ein Hindernis eingebaut, staut sich das Wasser eben zurück, da nach wie vor dieselbe Menge Wasser ankommt und durch die neue Engstelle soll. So gibt es dort seither allenfalls zwei Tage im Jahr ohne Stau, wenn nämlich der Strom und damit die Ampel ausfällt oder der Kundendienst die Ampel außer Betrieb setzt. Interessanterweise liegt nur rund einen Kilometer weiter eine ähnliche Einmündung, sogar mit Bahnübergang, an dem es ohne Ampel dank praktiziertem Reißverschlussystem ohne Rückstau funktioniert. So wird es an den beiden ampelfreien Tagen auch im Flecken gehandhabt, weshalb dann dort selbst der einmündende Verkehr ohne Stau flüssig bleibt. Dass dieser Zustand für eine ideologisch gefestigte grün-rote Mehrheitsfraktion so nicht bleiben konnte, liegt auf der Hand. Daher wurde am östlichen Ortsende eine weitere große Ampelanlage und im Ort mehrere Fußgängerampeln installiert. Selbstverständlich sind diese nicht untereinander koordiniert. Von grüner Welle ist also keine Rede, vielmehr scheint es so, dass die Ampelschaltung im Ort darauf ausgelegt ist, den Verkehrsfluss zumindest zu behindern, wenn nicht zum Erliegen zu bringen. Das entspräche jedenfalls dem allgemein geförderten linkspolitischen Ziel, das kapitalistische System, zumindest was den Verkehr angeht, zum Stillstand zu bringen. Aus dem Rathaus hörte man dazu, dass der Verkehr durch die Behinderung dazu gebracht werden solle, öffentliche Verkehrsmittel zu benutzen. Für denkende Menschen gleicht das jedoch der alttestamentarischen Praxis, das hinter dem selbst gebauten Hindernis entstandene Hochwasser auszupeitschen, um es zu einem gefälligeren Verhalten zu erziehen. Tatsache ist, dass der Verkehr sich um die erzieherische Absicht nicht schert und vor allem nicht weniger wird, zumal die Stadt durch ihre Universität, die Kliniken, die Behörden, die Einkaufsmöglichkeiten für das Umland von besonderer Bedeutung ist. So wie das für Kreisstädte eben überall der Fall ist. Nachdem der Verkehr im Flecken endlich nur noch im Stop-and-Go vorwärtskam, wurde unmittelbar an der mittigen Ampelanlage an einer kleinen Senke eine Umwelt-Meßstation errichtet, wo wegen der Ampel ständig angehalten und an der Steigung wieder angefahren werden muss. Nicht zuletzt wurde sie dort unmittelbar an der Hausmauer einer Bäckerei aufgestellt, so dass notfalls schon allein der Mehlstaub für dicke Luft sorgt. Wie heißt es doch so schön: Mehlstaub in der Lampenschale gibt gedämpftes Licht im Saale. Und, wer hätte das gedacht, die Schadstoffwerte waren angesichts dessen an einigen Tagen im Jahr über den zulässigen Grenzwerten. Ein Umweltgutachten bewies nun aber dummerweise, dass die Überschreitungen vor allem in der Zeit zwischen September und April, das heißt in der Heizperiode durch örtliche Heizungsanlagen auftreten, während die verkehrsbedingte Belastung über das Jahr konstant weitgehend unterhalb der Grenzwerte blieb. Als Maßnahmen zur Verbesserung der Situation wurde im Gutachten daher an erster Stelle eine Beschränkung des Hausbrands und an zweiter Stelle eine Verflüssigung des Verkehrs durch Installation einer grünen Welle vorgeschlagen. Als ineffizienteste Maßnahme wurde die Einrichtung einer Tempo-30-Zone im Ort genannt. Bei der ideologisch gefestig-

ten Mehrheit im Gemeinderat kann ein solches Ergebnis jedoch nur auf Unverständnis stoßen. Es wurde also eine Tempo-30-Zone durch den ganzen Ort angeordnet und zusätzlich im Westen des Orts eine Pfortnerampel installiert. Interessanterweise wurde auch in T. selbst eine 30-er-Zone eingerichtet, was allerdings den Einwohnern heftig missfiel. Ein weiteres Gutachten erbrachte dann, dass bei Tempo 40 der Schadstoffausstoß geringer sei, weshalb dort dann das Limit auf 40 km/h angehoben wurde. Diese naturwissenschaftliche Erkenntnis gilt jedoch anscheinend nur in T. selbst, weshalb es im Vorort bei Tempo 30 blieb. Offensichtlich trifft diese Verkehrsverhinderung dort hauptsächlich Auswärtige, die nach Meinung der ideologisch gefestigten Mehrheitsfraktion in der Stadt ohnehin nichts verloren, bei den Gemeinderatswahlen dort auf jeden Fall aber kein Stimmrecht haben. Vor der Pfortnerampel steht man jetzt beispielsweise des Nachts oder am Sonntagvormittag als einziges Automobil in weitem Umkreis. Pikanterweise gab es auch einmal in der H.-Straße in T. eine solche Pfortnerampel, aber nur bis sich die Ortsansässigen deswegen beim Rathaus beschwerten. Danach wurde sie abgebaut. Anscheinend trifft auch diese Art der Verkehrsbehinderung im Vorort hauptsächlich Auswärtige, die nach Ansicht des Rathauses in der Stadt eben sowieso unerwünscht sind und auch kein Wahlrecht haben. Die Ampel steht daher nach wie vor.

Da der Straßenverkehr jedoch trotz aller rathausamtlicher Ermahnungen nicht weniger wurde, staut er sich jetzt am Morgen, wenn alle zur Arbeit müssen, an der Pfortnerampel auf etliche Kilometer zurück bis zur nächsten Ortschaft. In gleicher Absicht wurde später wohl auch am weiter westlich liegenden Bahnübergang zusätzlich zu den Schranken eine große Ampelanlage hingebaut, die bereits dann in alle Richtungen Rot anzeigt, wenn der Zug in der jeweils übernächsten Haltestelle anscheinend noch gar nicht ein-, geschweige denn abgefahren ist. Anders lassen sich Wartezeiten von mehreren Minuten mit endlosen Rückstaus auf der Bundesstraße nicht erklären. Als Ergebnis der umweltpolitischen Bemühungen des städtischen Rathauses können die Fahrzeuge vor der Pfortnerampel jetzt jedenfalls im Leerlauf oder im Stop-and-Go kilometerlang vor sich hin tuckern und haben so gegenüber einem fließenden Verkehr deutlich mehr Zeit auf der Strecke Kraftstoff zu verbrennen und als Abgas zu emittieren. Schön ist dabei auch, dass der in unseren Breiten übliche Westwind in dem in Ost-West-Richtung verlaufenden Tal den Smog der Autos vor der Pfortnerampel direkt in den Ort verfrachtet. Als Rätsel bleibt dem Rathaus allerdings die Frage, warum die Schadstoffwerte insbesondere im Winter trotz der ergriffenen Maßnahmen ums Verrecken nicht besser werden wollen. Das erwähnte Gutachten hat dazu jedoch auch schon festgestellt, dass die Grenzwertüberschreitungen von September bis April, also in der Heizperiode, von den Holz- und Kohleöfen im Ort, das heißt der ortsüblichen Holzverfeuerung verursacht werden. Aber wen interessieren schon Fakten, wenn es sich mit einer gefestigten Ideologie auch prächtig – auf Kosten anderer – leben lässt?

Gottlob geht Stau auch anders herum. Abends, wenn alle nach Hause wollen, staut sich der Verkehr nun auf über fünf Kilometer zurück bis nach T., so dass dort der Verkehr nun ebenfalls breitflächig zum Erliegen kommt. Nach unbestätigten Gerüchten grübelt das Tübinger Rathaus seither, wo der abendliche Stau in der Stadt denn plötzlich herkomme, da es das früher nicht gegeben habe. Das Gerücht geht jedoch vollständig fehl, da im Rathaus von T. weder gegrübelt noch gemäß der vorgeannten Ableitung des Intelligenzaxioms überhaupt gedacht wird. Vielmehr grenzt die Behauptung, dort werde nachgedacht, angesichts der gefestigten antikapitalistischen und antiautomobilen Denkungsweise im Rathaus wohl eher schon fast an eine böswillige Verleumdung. Quod erat demonstrandum.

So, und damit ist jetzt auch erst einmal genug gemault und gebruddelt.

Zurück zum Jakobsweg

Mein Jakobsweg hat sich mir so als Band gezeigt, das die unterwegs angetroffenen Personen und Ereignisse sowie die mir aufgeschienenen anderen Geschichten wie die Perlen eines Rosenkranzes auf-fädelt und miteinander verbindet. Der Weg selbst war dabei eben wie er halt ist: Lang, schön, be-schwerlich, erhebend, idyllisch, steinig, sumpfig, anstrengend, leicht und heiter. Auf einer derart lan-gen Wanderung trifft man davon alle Varianten an. Abwechslungsreich eben, wie das Leben selbst. Den von dieser Meditation mit den Füßen ausgelösten Schwebезustand zwischen begangener Welt, tatsächlich gegangenem und subjektiv erlebtem Weg wollen meine Geschichten ausloten. Dass sich dabei Erlebtes, Empfundenes und Erdachtes zu einer neuen Wirklichkeit verweben, liegt schon fast in der Natur der Sache. Zugleich können so Fäden gesponnen und zu Schnüren und Seilen gedreht wer-den, bis sich aus den Tauen Hängebrücken über alle Abgründe bauen lassen, um darauf zu ganz neu-en, bisher unerreichbaren Zielen gelangen zu können.

Mein Weg, diesen Schwebезustand zu erreichen, ist das Wandern. Irgendwie beten mit den Füßen. Eben das hat mich nach vielen anderen Wanderungen schließlich zum Jakobsweg geführt. Ich dachte, das gäbe über die Wegstrecke hinreichend Gelegenheit zur Begegnung mit Gott. Aber so einfach ge-staltete sich das dann auch wieder nicht. Einerseits »reduced to the max«, also nur mit dem Notwen-digsten im Rucksack und zu Fuß unterwegs, galt es andererseits jeden Tag neue Anforderungen zu bewältigen, von der zu gehenden Strecke einmal ganz abgesehen. Wo gibt es Wasser, Essen, ein Bett? Wie viele Kilometer liegen zwischen den Herbergen? Welche Herberge? Aber womöglich sind solche Fragen auch nur die Highlights in der sonstigen Gleichförmigkeit der Pilgertage: Gehen, duschen, wa-schen, essen, schlafen. Kleine Perlen auf der Schnur des Jakobsweg-Rosenkranzes.

Der Weg wird dem Pilger so zum Hier und Jetzt. Und im Hier und Jetzt wird der erlebte Augenblick mental zum Kloster. Statt täglichem »Ora et labora« eben das Fünferlei des Pilgers: »Gehen, duschen, waschen, essen, schlafen«. Es herrscht die ewige Wiederkehr des Gleichen. Alles bleibt so wie es ist. Alles wird wie es schon immer war. Die Zeit steht still im Moment. In dieser quasi eingefrorenen Zeit offenbart sich aber zugleich die Magie des reinen Augenblicks. Er birgt nämlich ein Geheimnis, das Geheimnis der Ewigkeit. Deshalb ist das Erkennen des absoluten Moments, der reinen Gegenwart wichtig. Es ist eine Form des Verweilens. In dieser abgeschlossenen Gegenwart kommt der Geist ei-nerseits zur Ruhe und lernt andererseits mangels jeder Veränderung und damit verbundener Ablen-kung sich der Situation völlig bewusst und darin präsent zu sein. Er lernt damit Achtsamkeit. Achtsam zu sein bedeutet, ganz in der Gegenwart, im Hier und Jetzt zu sein und sich seiner Gefühle, Gedanken und Handlungen in jedem Augenblick ganz und gar bewusst zu sein. Achtsamkeit heißt, sich einerseits selbst zu sehen, aber auch dem äußeren Geschehen, dem Gegenüber, die ganze Aufmerksamkeit darzubringen. Achtsamkeit ohne Änderung der Gegenwart steht aber letztlich auch nur wieder still. Die Achtsamkeit haftet dann selbst am Moment, betrachtet sich selbst und dreht sich letztlich nur noch um sich. Um immer dasselbe, denselben Gedanken, das ewig gleiche Gefühl. So in sich selbst verstrickt führt Achtsamkeit nicht mehr zum Gewahrsein der allumfassenden Welt, sondern bloß wieder zur Upadana, zum Festhalten am Vergänglichen, diesmal zum Anhaften an sich selbst. Zum fortlaufenden déjà-vu. Das ist wie Kurzschluss im Kopf. Immerwährende Gegenwart als bloßer Still-stand ist für den Geist deshalb letztlich nur schwer zu ertragen. Die Gedanken kreisen nur noch um sich selbst ohne Sinn, ohne Ziel, ohne Erkenntnisgewinn. »Denk Dich nicht so tief hinein, das gibt bloß Depressionen«, sagte mal einer. Vor allem ist derartiger Stillstand eben nicht Leere, nicht bodhi und auch nicht nirvana, sondern allein ewiger Stillstand. Ruhende Zeit. Eingefrorener Schreck. Emotions-lose Freude. Angehaltenes Lachen. Stehende Bewegung. Konturloser Nebel.

Der Jakobsweg enthebt uns aber dieser Gefahr. Wir schreiten darauf ständig weiter. Trotz gleichblei-bender Abläufe ändern sich tatsächlich die Zeit und der Raum, der Weg, die Gegend, die Menschen.

Diese fortlaufende Veränderung unserer Umwelt verändert auch unsere Wahrnehmung. So erkennen wir die dauerhafte Struktur unseres Daseins wie die einer Landschaft, auch wenn die Jahreszeiten und das Wetter deren Erscheinungsbild ständig und vollständig verändern.

So, das reicht nun auch als erstem Blick ins Seelenleben eines Pilgers.

Bei all den Worten vorweg sollte nun aber auch ein Wort zu den diesseitigen, das heißt körperlichen Umständen des Pilgerns nicht fehlen.

Ich sage es gleich, auch trainiert sind mit Rucksack maximal 25, allenfalls 30 Kilometer passabel und komfortabel machbar, alles darüber wird schnell zur Herausforderung oder sogar zur Plage. Ja, nach einiger Zeit sind auch mehr Kilometer machbar, aber erstens sagte ich komfortabel und zweitens sind 30 Kilometer auch schon knapp acht Stunden Fußmarsch. Schon deshalb ist, unabhängig von Körpergröße und -gewicht, ein Rucksackgewicht von vielleicht 8 - 10 kg anzustreben. Weniger ist mehr. Ohne Tagesbedarf an Essen und Trinken, wobei für Letzteres meiner Ansicht nach nur Wasser in seiner ursprünglichsten und reinsten Art in Betracht kommt. Also so wie es aus dem Wasserhahn oder eventuell einer Quelle läuft. In dieser Form wird Wasser zu dem, was es für den Pilger wirklich darstellt: Ein Elixier, ein wahrer Gesundbrunnen.

Aber zurück zum Gewicht. Es ist wirklich unglaublich, wie sehr jedes weitere Pfund auf einem lasten und so selbst kürzere Wegstrecken zur Tortur machen kann. Deshalb sollte auch als Mann der Rucksack nicht – wesentlich – schwerer sein. Eher leichter. Ich bin mit einer Größe von 186 cm und einem Lebendgewicht von ca. 85 kg kein Hänfling, man muss das alles jedoch wirklich Tag für Tag mit sich herumschleppen! Also vielleicht maximal 10 % des Körpergewichts als Rucksackgewicht. Brutto. Wer klug ist, achtet also schon beim Rucksack selbst auf ein möglichst geringes Gewicht. Ultraleicht ist deshalb angesagt. Nicht, dass man das am Rucksack eingesparte Gewicht nun in den Rucksack packen könnte. Kann man, muss man aber nicht, denn wenn der Rucksack ein Kilogramm weniger auf die Waage bringt, ist eben die Literflasche Wasser schon kein zusätzliches Gewicht mehr. Zu meiner ursprünglichen Ausrüstung gehörte noch ein Ultraleicht-Tarptent-Zelt mit Isomatte, um mein Freiheitsbedürfnis bei der Schlafstättensuche zu befriedigen. Ohne Kochgeschirr waren das weitere 1,5 kg. Aber zurück zur Tagesstrecke. Jenseits der 40 Kilometer ist von einem spirituell erhebenden Durchschreiten der Gegend zumeist nicht mehr viel übrig, wobei es weniger die Zeit als der rein physische Weg ist, der einen körperlich fordert. Nach mehr als zehn Stunden Fußmarsch mit dem ganzen Gepäck auf dem Rücken geht sogar meine gute Laune auf dem Zahnfleisch. Woraus leicht gefolgert werden kann, dass im Schnitt in der Stunde ungefähr vier Kilometer gegangen werden können, mal etwas mehr, mal etwas weniger. Je nach Tagesform, Gelände, Sonneneinstrahlung, Bewölkungsgrad, Wind und Außentemperatur. Und Wanderlust. Irgendwann zählt ohnehin nur noch das Ankommen und die Vorfreude auf eine erfrischende Dusche, ein passables Essen und ein Bett.

Das heißt nun nicht, dass solche Herausforderungen Begegnungen mit sich oder Gott verunmöglichen. Im Gegenteil. Selbst extrem lange Etappen konnten bei mir den angestrebten Schwebezustand auslösen, der mir ein Gespräch mit Gott ermöglichte. Und, ich gebe es ja zu, auch die demütige Zufriedenheit mit einer halbwegs passablen Unterkunft, selbst wenn sich das Essen auf ein französisches Sandwich beschränkt und die Dusche nicht geht, gehört nach einer anstrengenden Etappe zur Erfahrung meines Jakobswegs. Nach 40 Kilometern oder sogar noch mehr ist nicht mehr die Qualität der Bettmatratze, sondern allein die Bettstatt als solche von Belang. Meine Ansprüche waren insoweit folgerichtig umgekehrt proportional zur gegangenen Strecke, wobei ich aber insgesamt wenig geneigt war bei Sauberkeit und Ungezieferfreiheit Kompromisse einzugehen. Dazu hatte ich mir früher außereuropäisch schon genügend Ungemach eingefangen. Ich gebe auch zu, dass manche von meinen derartigen Gewaltetappen auch jenseits der 50 Kilometer mir nachträglich als besonders nachdrücklich und fast schon erhebend in der Erinnerung geblieben sind. So ist es halt: Aus der Entfernung besehen, ist fast alles schön! Aber auch das gehört zu den Erfahrungen meines Jakobswegs.

Zuerst muss das konkret Anstehende erlebt oder durchlitten sein, bevor sich daraus eine höhere Einsicht und Erkenntnis entwickeln kann.

Wobei die zu bewältigende Strecke ungeachtet ihrer tatsächlichen Länge zu Beginn der Unternehmung mental ohnehin immer gegen Unendlich geht. Zu Beginn meiner Tour bin ich irgendwann im Elsass an ein Schild gekommen, wonach es nach Santiago »nur« noch rund 2400 km seien. Diese Strecke schien mir in dem Moment in der herrschenden Nachmittags hitze und nach rund sechs Stunden Marsch nur knapp kürzer als unendlich zu sein. Was vielleicht als Aufmunterung gedacht war, grenzte für mich so schon beinahe an Entmutigung. »Was hast Du Dir da bloß wieder ausgedacht und angetan«, war daher mein Gedanke. Nicht viel anders nehmen sich aber auch des Morgens beispielsweise 28 Kilometer oder sieben Stunden Gehzeit als Tagesetappe aus. Angesichts dessen habe ich schließlich versucht, meine Tagesetappen zwischen 25 und 30, maximal 35 Kilometern zu halten. Was je nach persönlichem Leistungsvermögen aber auch einer Gehzeit von immerhin rund 6 bzw. 9 Stunden entspricht. Da macht das Gehen noch Spaß. Naja, bei 9 Stunden dann vielleicht doch auch schon wieder eher weniger.

Vor allem aber ist das Erlebnis, die Füße nach getanem Weg in der Herberge hochlegen zu können, auch bei kürzeren Strecken immer noch und immer wieder einzigartig.

Ist das nun die Quintessenz meines Jakobswegs? Füße hochlegen?

Natürlich nicht. Aber irgendwie doch auch. Nach vollbrachter Tat darf und muss man sich ausruhen und regenerieren.

In meinem früheren Leben als Segelflieger ist mir mal auf einem Flugplatz ein Sportsfreund begegnet, den man nach der Landung am späteren Abend stets schimpfen hörte. »Scho wieder koine 1000 km, Dreckswetter aber au!« Nach den Vorbereitungen für den nächsten Tag, sah man dann das Licht in seinem Wohnwagen schon bald ausgehen. Von Geselligkeit keine Spur. Auch ein gemütliches Getränk vor dem Wohnwagen: Fehlanzeige. Schon vor Sonnenaufgang hat man ihn dann schon wieder am Start gesehen. Und am Abend wieder schimpfen gehört. Später hörte ich, dass er in den französischen Seealpen verunglückt sei. Dehydrierung. Er ist daran anscheinend schon in der Luft gestorben und tot auf dem Boden aufgeschlagen. Er hat wohl auch in Südfrankreich trotz der höheren Temperaturen am Boden und der erreichbaren größeren Höhen mit entsprechend trockener Luft sein früheres Treiben beibehalten. Landen, Flugzeug für den nächsten Tag vorbereiten, essen, schlafen. Keine Gemütlichkeit, keine Regeneration, keine isotonischen Getränke in Form von Weißbier, gerne auch alkoholfrei. Das war wohl sein Fehler.

Also nicht vergessen nach des Tages Müh und Last: Regenerieren, ausruhen, isotonisches Getränk. Der Mensch und Pilger ist ja kein Kampfstier in der Arena, der stets aufs Neue gegen das rote Tuch anrennt. Nach bewältigter Herausforderung im täglichen (Pilger-)Leben muss man nicht sofort das nächste Ziel in Angriff nehmen. Das wird vielleicht demnächst geplant, aber zuerst werden mal die Füße hochgelegt. Das gibt Zeit und Gelegenheit das Vergangene zu rekapitulieren und in diesem Licht neue Herausforderungen und Etappen in Angriff zu nehmen. Tatsächlich bin ich selten so oft abgelegt wie auf meinem Jakobsweg. Eine Ankunft in der Herberge gegen 15 Uhr lässt genügend Zeit zum Duschen, Waschen der Klamotten und deren Trocknung sowie für die Reservierung der kommenden Herbergen. Und dann? Essen gibt es in den Herbergen in der Regel erst gegen 19 Uhr. Also: Abliegen.

Schön, werden manche nun sagen, aber was hat das alles mit Gott tun?

Denen gebe ich Recht. An sich nichts. Oder vielleicht doch. Die Wege des Herrn sind unergründlich, heißt es. Ebenso vielfältig sind natürlich auch die Motivationen, den Jakobsweg zu gehen. Der oder die eine oder andere wird sich vielleicht beweisen wollen, dass nach abgeschlossener Familienphase noch genügend Eigenständigkeit übrig ist, den Weg ohne Mithilfe des Ehegatten zu bewältigen. Jüngere wollen womöglich ihre schon erreichte Selbständigkeit beweisen. Wieder andere, ob alt oder jung, sehen darin für sich eine eher sportliche Herausforderung. Aber egal warum, den Jakobsweg zu

gehen kann sich im Ergebnis immer auch als spirituelles Erlebnis und damit als Gelegenheit zu einer Begegnung mit Gott herausstellen. Kann, nicht muss. Man sollte sich mental und spirituell aber schon darauf einlassen wollen, wenn man auch diesen Aspekt erleben will. Wie wenn man mit kleinen Kindern spielt: Wer das nur tut, weil es ihm so aufgetragen war und den dabei die vermeintlich vergeudete Zeit reut, in der er hätte vermeintlich wichtigeres tun können, der spielt gar nicht wirklich mit ihnen und das merken diese unfehlbar. Dauerndes Gequengel als Merkposten ist wie das Gefühl einer als zerrissen erlebten Zeit die Folge dieses Fehlgangs. Schlimmer noch, er vertut die Chance den Kindern wirklich nahe zu kommen, mit ihnen im Spiel eins zu werden. Und stiehlt den Kindern die Gelegenheit mit einem bekannt zu werden. Ob sich also auf einem Weg die Möglichkeit verwirklicht mit sich und Gott eins zu werden, dafür ist dann eben doch jeder selbst verantwortlich.

Ja, und wie und woher weiß ich, wie ich Gott finde?

Das ist nun aber wirklich die einfachste Sache der Welt. Das, was ich da schreibe, ist nämlich nichts anderes als das, was jeder selbst hört oder hören und erleben könnte, wenn er denn auf das achten würde, was eigentlich laut aus der Stille tönt. Aus der Stille eines ruhenden Herzens. Aus der ruhenden Stille des frühen Morgens der aufgehenden Großen Östlichen Sonne. Wer achtgibt, hört die Stimme laut und vernehmlich neben, hinter oder mitten in der Stille. Und eben das ist es: Die Stimme in der Stille, die Stimme der Stille. Hörst Du sie erst einmal, werden Deine Fragen beantwortet noch bevor Du sie gestellt hast. Dagegen bleibt die Stille ungestellter Fragen und ungehaltener Unterhaltungen bloß still. So gibt es dann statt Antworten nur Schweigen. Meiner Ansicht nach gehört es sich aber sowieso nicht, sich in Gesellschaft in Schweigen zu hüllen.

Was das nun wieder heißt?

Ich meine, wir sind stets in Gesellschaft. In der Gesellschaft unseres Gottes. Ob wir das wollen oder nicht. Den Unterschied macht bloß die Bereitschaft, das als *fait accompli* zu akzeptieren. Oder eben nicht. Es ist also unsere, Deine und meine Entscheidung, ob wir uns auf solch ein Gespräch einlassen, uns dafür öffnen. Wie fast immer im Leben ist es auch dabei falsch, die Chancen einer sich bietenden Gelegenheit auszuschlagen und sich hinter Bedenken, ideologischen Vorurteilen, kurz: sich hinter seiner Angst vor dem Ungewissen zu verstecken. Natürlich wirst Du Dich in Deiner Furcht klein und unbedeutend fühlen. Und wer könnte schon als Wicht seine Stimme erheben, um mit Gott sprechen zu wollen? Aber glaube mir, so geht es uns allen!

Also weg mit den Scheuklappen und Hemmungen! Was kann denn schon passieren? Gibt es ihn nicht, ist es eh egal. Gibt es ihn doch, dann hast Du den ersten Schritt jedenfalls schon getan. Vor allem gleich am Anfang: Vergiss den angeblich strafenden Gott. Gott ist Liebe! So sündig kannst Du gar nicht sein, als dass sich Gott von Dir abwenden könnte. Also kannst Du Dich ihm freimütig öffnen. Und in dieser Offenheit liegt Dein Herz bloß und jede Berührung könnte daher schmerzhaft sein. Ja, eigentlich schon, aber es werden anfangs nur Deine eigenen unbeholfenen Berührungen sein, die Dich schmerzhaft zurückzucken lassen. So wirst Du lernen, mit Dir selbst auf eine neue, schmerzfreie Weise umzugehen, vor allem wirst Du so lernen, Deine »wunden« Punkte zu heilen. Wenn Gott Dich berührt, wirst Du ohnehin nur Glück und Wohlsein empfinden. Und damit wirst Du früher oder später eine neue Sicht auf Dich gewinnen. Und siehst Du Dich erst einmal in diesem neuen Licht, bist Du eindeutig nicht mehr derselbe wie zuvor. Dein Bewusstsein hat sich geändert und um eine andere Dimension erweitert. Mit dieser neuen Sicht siehst Du nun Dich und die Welt und Du erkennst, dass Deine Verlassenheit, Dein Schmerz, Dein Leiden allein von Dir selbst und anderen gleich unvollkommenen Menschen verursacht wird. Wenn keiner sich dem anderen öffnet und nähert, bleiben zuletzt alle allein. So siehst Du, dass wir, ich mit mir, Du mit Dir, Ihr mit Euch, wir mit uns, mit der Welt und unserer Seele wie Dummköpfe umgehen. Aber das liegt nun hinter Dir. Du hast Dich in Deiner Empfindsamkeit gesehen. Wie Du unsicher bist, Dich fürchtest, Dich verlassen und allein fühlst. Und andere wie Dich selbst. Das hat Dich Demut gelehrt. Und in dieser Demut entdeckst Du endlich Deine Lei-

denschaft wieder. Deine Leidenschaft zur Liebe. Zu Dir selbst. Zu den Menschen. Zu Gott. Und diese Liebe trägt Dich nun endlich. Dann beginnst Du zu verstehen. Und Du verstehst, dass Du ja eigentlich kein übler Mensch bist, Du hast bisher bloß nicht verstanden, was eigentlich los war. Mit dieser neuen Sicht siehst Du schließlich die anderen wie Dich selbst. Und Du erkennst, wie sich plötzlich alle Einzelteile zusammenfügen. Und jetzt endlich siehst Du die Liebe in allem und überall. Und das Licht. Und die Balance. Und Du erkennst eine großartige und gewaltige Perfektion in alledem. Du spürst wie die Welt zu Dir spricht und Du erinnerst Dich, dass sie das damals, als Du noch ein Kind warst, schon einmal getan hat. Nun merkst Du, dass Du mit all dem nur dort angekommen bist, wo Du schon einmal warst. Das erfüllt Dich mit Trauer ob der vielen verlorenen Zeit, aber Du begreifst, dass das eben Dein Weg war und dass dieser Weg auf Deiner Pilgerschaft durch Dein Leben zur Erlösung notwendig und nicht zu vermeiden war. So erkennst Du Dich endlich selbst.

Wie ich schon sagte, nur wer sich selbst erkennt, kann Gott erkennen. Wen das nun an die »Bekenntnisse« des Hl. Augustinus von Hippo erinnert, hat wieder einmal Recht. Erst dann, im Gespräch mit Gott, erfahren wir uns wirklich selbst. Und Gott. Also ich etwas über mich und meinen Gott. Und er etwas über mich – und sich, wenn er das nicht ohnehin schon alles weiß. Im Gespräch mit Gott offenbart sich mir so meine und seine Sicht über die Dinge des Seins, der Welt und des Himmels. Wie auch ihm die meine und seine über sich und mich. Unsere mit der Schaffung nach seinem Ebenbild gewollte Gottgleichheit erscheint so taghell. Und gerade darüber lohnt es sich miteinander zu sprechen. Ist das dann noch mit dem Erlebnis höchsten Glücks und tiefster Erkenntnis gepaart, möchte ich mit dieser Unterhaltung gar nicht mehr aufhören.

Ich finde, mein Gott hat mir unwahrscheinlich viel zu erzählen.

Und ich ihm.

»Schön. Aber, nun sag schon endlich, mein Alter, wer ist denn jetzt dieser Adam?«

Je nun, mein Romanheld, mein Winnetou eben. Mein Mensch im göttlich erschaffenen Urzustand, wobei aber bald klar wird, dass dieser Adam schon nach seinen eigenen Worten kein Engel ist und zudem zur Widerborstigkeit neigt. Ohnehin erschien es mir zu verwegen, meine Geschichten in der Ich-Pose zu erzählen.

Warum?

Ich bin ja kein Exhibitionist und heiße auch nicht *Karl May*, soll heißen, meine Geschichten werden zwar von mir erzählt, insoweit sind es meine Geschichten, was aber nicht bedeutet, ich hätte sie in der Form in allen Einzelheiten auch selbst erlebt. Jedenfalls nicht alle. Erlebt allerdings schon in dem Sinn, dass ich sie beim Ausdenken mental in gewisser Weise selbst durchlebt habe. Tatsächlich sind mir die meisten auf meinem Jakobsweg eingefallen, den ich wirklich und wahrhaft von zuhause bis Santiago de Compostela gegangen bin. Was einem bei einem solchen Unterfangen halt so alles durch den Kopf gehen kann, wenn man allein in Gottes weiter Natur unterwegs ist. Das war sozusagen mein Zeitvertreib nebenher, wenn ich mal nicht auf den Weg aufpassen musste. Und der Weg war lang. Vor allem aber wäre ich nach meinem Empfinden sonst zu sehr im Vordergrund gestanden, hätte zu viel Platz eingenommen, der nicht mir, sondern allein der Begegnung mit Gott gebührt. Also musste Distanz her.

So von mir losgelöst erlauben Dir meine Geschichten als Adams Gedanken vielleicht auch eher eine Identifikation damit. Oder die Neugier darauf. Ich hoffe, dieser Kniff lässt Dich Adams Gefühle und Meditationen so miterleben, nachfühlen, dass Du Dich dann schlussendlich auch selbst öffnen kannst für die Erkenntnis Deiner selbst, für Dein persönliches Erwachen, Deine Erleuchtung, Dein ganz eigenes spirituelles Erlebnis der allumfassenden, universellen Liebe und Einheit in Gott.

Das ist mein Wunsch.

Aufbruch

Adam war nun schon seit Tagen unterwegs. Auf Schusters Rappen. Beladen wie ein Esel. Unter dem Gewicht seines Rucksacks hatte er sich denn auch alsbald gefragt, warum er sich bloß selbst zu seinem eigenen Tragtier gemacht habe. Als ob er zum Esel zurückgedummt sei. Und vor allem, warum er denn bloß zu Fuß unterwegs sei.

Nicht, dass Wandern ihm ein Gräuel gewesen wäre. Ganz im Gegenteil. Vielmehr hatte sich Adam nach seinem früheren Freizeitleben als Flieger und Pilot zwangsläufig zum Wanderer gemausert. Seine Schwungfedern waren ihm nämlich umständehalber ausgefallen, genauer gesagt waren sie ihm vom Fliegerarzt gestutzt worden und noch genauer gesagt, hatte er gesundheitsmäßig die Mauser gekriegt, was die Verlängerung seines fliegerärztlichen Tauglichkeitszeugnisses und damit das weitere Fliegen ausschloss, so dass er sich etwas Neues zum Zeitvertreib hatte einfallen lassen müssen. Und was lag da näher als das Gewohnte? Zwar war er vor seiner Fliegerei nicht unbedingt ein Wanderer unter dem Herrn, aber ganz früher, also noch vor der Auto-, Moped-, der davorliegenden Fahrrad- und der noch früheren Tretrollerphase, war er als Bube praktisch nur zu Fuß unterwegs gewesen. Tatsächlich war Gehen wohl mit das Erste, was er auf dieser Welt gelernt hatte. Das kam ihm dazu das Hirn runter. Und so knüpfte er der Einfachheit halber eben daran an. Back to the roots. Derart wieder bei seinen fußläufigen Wurzeln angekommen, hatte er sich zur Rechtfertigung der neuen Lage gesagt, dass der Mensch schließlich nicht als Vogel zur Welt komme. »Vogel fliegt, Fisch schwimmt, Mensch läuft«, war denn auch das Motto von *Emil Zatopek*, einem olympischen Langstreckenläufer der 60-iger Jahre des vergangenen Jahrhunderts.

Überdies schien ihm sein mentaler Rückgriff mit der Zeit wie ein Jungbrunnen, da er im nun doch schon deutlich fortgeschrittenerem Alter so jeden Schritt auf seinen Wanderungen fast wie neu erlebte. Manchmal schien jeder Schritt ihm alte, vergessen geglaubte Erinnerungen wieder zum Leben zu erwecken und damit neue Einsichten zu ermöglichen. Nicht alles war dabei angenehm, aber ihm war dabei doch stets bewusst, dass alles das ihn selbst ausmachte, er es also selbst war, der da so vor ihm aufschien. Schritt für Schritt ging er also auf seinen Wanderungen vorwärts und dabei zugleich zurück in seine früheren Tage. Manchmal kam er sich dann vor wie *Alice im Wunderland*, die ebenfalls nur im Rückwärtsgehen vorwärtskam. Seine Jahre lösten sich dabei in seinem Geist auf wie Nebel in den Wirbeln des Windes der Zeit, während zugleich seine früheren Erlebnisse und ihre Spuren in seiner Seele auferstanden wie die Toten nach dem Jüngsten Gericht. Und wie Zombies gewannen sie mal mehr, mal weniger Gewalt über ihn. Ja, sicher, diese Begegnungen mit sich selbst waren eigentlich nur wie der zweite Aufguss beim Tee, das war Adam schon klar. Nichts Vergangenes lässt sich so einfach als neu erleben. Alt und vergangen ist und bleibt alt und vergangen. Manchmal entdeckt man aber im zweiten Hinsehen eben doch auch etwas Neues, das man bisher so oder gar nicht gesehen hat. Hätten diese Besuche vergangener Zeiten nicht auch diese Bewandnis, könnte die ganze psychologische Zunft wohl einpacken. Für Adam boten sie also die Möglichkeit sich neu zu entdecken, neu zu erden, neu zu verorten. Aus liegengebliebenen Strängen seines Lebens, die bis ins Jetzt reichten, konnte er dabei neue Stricke winden und so seinem Sein neue oder jedenfalls andere Aspekte und Facetten hinzufügen, die manchmal alte erklärten und manchmal diese sogar in neuem Licht erscheinen ließen, während andere als minder wichtig erkannt mehr oder weniger in den Hintergrund traten. Das alles erschien ihm schließlich wie ein *Glasperlenspiel*¹, das er neu ordnete, ein Geflecht oder Spinnennetz, in dem er die Fäden spann. Zugleich konnte er diese Fäden zu Schnüren und Seilen dre-

¹ *Hermann Hesse, Das Glasperlenspiel*

hen, bis er sich aus den Tauen Hängebrücken über persönliche und andere Abgründe bauen konnte, um darauf zu ganz neuen, bisher unerreichbaren Gestaden zu gelangen. So schuf er sich mit der Zeit auf seinen Wanderungen quasi neu.

Bei alldem verspürte er langsam aber sicher auch eine völlig neue Kraft, ein neues Zutrauen, ein neues Vertrauen, ein neues Bewusstsein über sich und sein Dasein in dieser Welt in sich aufsteigen, gespeist aus den als unverdorben erkannten Zeiten seiner frühesten Jugend. Und in solchen Momenten schien ihm manchmal, dass ihm fast der Atem ausging, er gar nicht tief genug durchatmen könne, um alles das zu fassen, was sich ihm da so plötzlich offenbarte. Zugleich war ihm klar, dass die Jahre auch an ihm nicht spurlos vorbeigegangen waren, er also nicht mehr jener Dreikäsehoch war, der sich ihm im Geiste darbot, sondern dass er auf jene Zeit aus dem Wissen seines heutigen Seins zurückblickte. Andererseits bemerkte er, dass das Wandern selbst ihn geistig beflügelte. Natürlich beanspruchte es ihn auch rein körperlich, zumal er es in der Ebene nur selten unter rund 30 km, im Gebirge, wohin er sich zumeist verstieg, nur selten unter 6 bis 7 Stunden oder mehr gut sein ließ. Diese körperliche Anstrengung beförderte aber zugleich irgendwie seine mentale Einsicht. Und eben dieser Spagat zwischen mentalem und physischem Erleben, zwischen geistigem Höhenflug und körperlicher Ermattung machte für ihn den Reiz und Sinn seiner Wanderungen aus. Nicht nur, aber doch auch.

Und auf einer seiner früheren Wanderungen hatte er sich irgendwann entschlossen, endlich auch diesen neuen, wenngleich an sich alten Weg zu gehen. Zwar war er inzwischen schon viele ihm unbekannte und daher neue Wege gegangen, aber dieser hatte schon von seiner Anmutung her einen ganz besonderen Reiz auf ihn ausgeübt. Wie eine Art Morgenlandfahrt war er ihm erschienen, selbst wenn dieses Morgenland von seinem Zuhause aus im Südwesten und nicht wie sonst üblich im Osten lag. Aber das zeigt nur einmal mehr die Relativität von Zeit und Raum. Auch bei *Hermann Hesses* »Morgenlandfahrt« ist die Richtung der Wanderer schließlich nicht so ganz eindeutig. Und Adam war ein ausgemachter Hesse-Fan, zumal dieser als Schwabe, wie er selbst, ja nicht ganz unrecht sein konnte. Nicht zuletzt ist der Weg nach Osten weit, sehr weit, und auch schon aus politischen und kriegerischen Gründen mindestens beschwerlich, wenn nicht unmöglich. Jerusalem liegt daher zwar im Osten, das von ihm angesteuerte Santiago de Compostela als himmlisches Jerusalem lag somit wenigstens ideell in der richtigen Richtung. Auf diese Weise konnte Adam nach Südwesten gehen und trotzdem wie gewünscht im mentalen Osten ankommen. Und überhaupt, was soll's: Überall ist irgendwie auch Osten, jedenfalls solange die Erde eine Kugel ist. Weshalb sollte man sich daher nicht auch im Westen von der aufgehenden Großen Östlichen Sonne beeindruckt lassen können? Und der Anblick eines Sonnenuntergangs am Cabo Finisterre, wo alles Land hinter und vor einem nur der schier endlose Ozean liegt, hat ebenso seinen ganz eigenen Reiz.

Adam zog also nach Westen in sein Morgenland. Nicht zuletzt war der Weg dorthin lang. So müsse er nicht täglich neu darüber sinnieren, was er am nächsten Tag unternehmen solle, war seine denkfaule Überlegung. Man tut einfach dasselbe wie am vorangegangenen Tag: Gehen. Der Weg war auch nicht unbedingt anspruchsvoll, was die Anforderungen der einzelnen Etappen anging, angesichts seiner schiereren Länge jedoch eben doch. Gerade diese Länge aber war es, die Adam verlockend erschien. Natürlich auch um sich selbst zu beweisen, dass er dazu noch nicht zu alt war. Zwar war er bereits im Ruhestand angekommen, aber alt waren die anderen, nicht er! Bestärkt in dieser Ansicht sah er sich, als ein alter Bekannter ihm beim Wiedersehen bekundete, dass er in den vergangenen 20 Jahren nicht einen Tag gealtert sei. Naja oder also!

Viele Schritte vorwärts und zugleich zurück. So wanderte Adam also in die Welt hinaus und zugleich in sich hinein. Die Spannung dieses quasi unendlichen Spagats rief ihn zu sich. Nun, vielleicht nicht unendlich, aber eben doch von seiner Haustüre bis Santiago de Compostela, was mit rund 2700 Kilometern als Pilgerreise zu Fuß der Unendlichkeit ziemlich nahekommt. Und so hatte er schließlich sein Bündel geschultert und war losgezogen. Derart hatte er also das Wandern für sich entdeckt und zu

seiner neuen Leidenschaft erkoren. Das Wandern war somit Adams neue Lust. Andererseits konnte und wollte er sein bisheriges Leben mit überwiegend motorgetriebener Mobilität an Land und in der Luft ebenso nicht leugnen.

Das 2. Pfeffersche Axiom der Dreifaltigkeit des vergeblichen Wegs

Was Gelegenheit gibt, sich mit Adams diesbezüglichem Dreifaltigkeits-Credo zu beschäftigen. In der Zeit vor der Entdeckung seiner Wanderleidenschaft war Adam nämlich überwiegend mit seinen fahrbaren Untersätzen unterwegs. Irgendwelche Strecken zu Fuß hielt er dabei meistens so kurz als möglich. Doch, er ging auch damals wandern, aber selten. Andererseits, warum sollte er daheim seine Besorgungen zu Fuß erledigen, wenn er doch ein Auto besaß? Er hielt derlei Ansinnen also sogar für doppelt verfehlt. Einerseits, weil er ja nicht nur zur Besorgung, sondern auch wieder nachhause musste. Und das gegebenenfalls noch schwer beladen. Hatte er dann etwa den Geldbeutel oder etwas anderes vergessen, hieß es die ganze vergangene Strecke wieder zurück zu gehen, das Vergessenen holen und mitnehmen und dann wieder die Strecke bis zum Einfall des Vergessenen zu gehen. Andererseits schien ihm die ganze Zu-Fuß-Geherei auch wie ein Verstoß gegen das 11. Gebot: Du sollst nicht zu Fuß gehen, wenn Du ein Auto hast. In diesem Licht sah er schließlich klar und eindeutig der ganzen Wahrheit ins grinsende Gesicht: Sich nie weiter als 50 Meter vom fahrbaren Untersatz zu entfernen. Das war sein unverrückbares Motto gewesen. Jeder Weg vom Auto weg sei nämlich mit dem Fluch der Verdreifachung belegt. Stelle man zum Beispiel nach 50 Metern fest, etwas im Auto vergessen zu haben, seien die ersten 50 Meter vergebens gewesen, man müsse nämlich wieder zurück. 50 Meter hin und wieder zurück zum Auto seien schon 100. Und erst nach weiteren 50 Metern sei man wieder da, wo man schon gewesen war. Das war somit sein Credo und 50 Meter deswegen die äußerste Grenze einer ihm zumutbar erscheinenden Entfernung von seinem fahrbaren Untersatz.

Aber jetzt doch weiter mit Adams Selbsterkenntnis.

Abgesehen davon, hatte er sich die meiste Zeit seines Lebens lang geplagt, gerackert und geschuftet. Von den ersten Lohnzahlungen hatte er sich sein geliebtes VW-Campingbusle zugelegt. Im Laufe der Jahre natürlich in verschiedenen Ausführungen. Und mit dem hatte er bislang die damit erreichbare Welt erkundet, soweit ihm der Sinn danach gestanden hatte. Jede Last hatte es anstandslos aufgenommen, seien es Möbel, seine Kinder oder andere vergleichbar sperrige Güter gewesen und wohin auch immer transportiert. Das Busle stand jetzt aber daheim, während er die ganze Last seines Wanderhausstands selber trug. Dort saß er hoch auf dem Kutschbock und fuhr in die Welt hinein. Jetzt war er Pilger und Esel zugleich. Manchmal mehr Pilger, manchmal eher Esel. Je nach Tagesform.

Dabei hatte sein erstes Ziel noch nicht einmal auf der Strecke gelegen, sondern war streng genommen sogar ein Umweg. Angesichts seines langen Marsches wollte er sich nämlich vorher noch einmal aus heimischer Produktion stärken. Sein erstes Ziel war daher die örtliche Metzgerei, wo er sich zwei LKW, das heißt für nicht Ortsansässige zwei Weckle (Brötchen, Semmeln, Schrippen) mit Leberkäs, hochdeutsch Fleischkäse, belegt, also eben Leberkäsweckle, als Wegzehrung kaufte oder kaufen wollte. Dazu musste er schon am Start den Weg verlassen und zweihundert Meter in die Gegenrichtung gehen. Weil er dort mit seinem recht großen Rucksack erschien und entsprechendes Aufsehen erregte, entspann sich aufgrund seiner Antwort auf die Frage nach seinem Wanderziel sogleich eine angelegte Diskussion über die Länge des Wegs und der Tagesetappen, die Übernachtungsmöglichkeiten, die spirituelle Dimension seines Vorhabens und die Dauer seiner Wanderung. In all dies warf eine Kundin die Bemerkung, dass die Zeiten wohl doch schlecht seien, wenn es noch nicht einmal mehr

fürs Benzin oder eine Fahrkarte für eine so lange Strecke reiche. Seine LKW wurden danach sogar noch mit Essiggurken belegt, die Bezahlung aber abgelehnt. Er habe es ja noch so weit. Adam wunderte und fragte sich, ob der heilige Jakobus denn jetzt schon anfang sein Werk an ihm zu verrichten, wie das in seiner Lektüre oft berichtet worden war.

So zog Adam los.

Er kam aber nicht weit. Schon auf dem Weg zum nächsten Dorf kam ihm eine wildfremde Frau im besten Alter beschwingt entgegen. Nach gegenseitigem Grüßen wollte sie wissen, wo er denn mit seinem gewaltigen Rucksack hinwolle. Adam antwortete ihr wahrheitsgemäß. Sie sähe aber gar keine Muschel an ihm, erwiderte sie. Adam drehte sich also um und gab ihr seine Rückseite zum Besten, wo er am Rucksack eine kleine Muschel befestigt hatte. Die hatte ihm sein Enkel geschenkt und dafür das fast unmenschliche Opfer erbracht, die ursprünglich darin enthaltene Bonbonmasse komplett auszuschlecken. Ja gut, es war natürlich keine Jakobsmuschel, aber immerhin eine Muschel. Das gab ihr den Rest. Daraufhin sprudelte es aus der Frau wie ein jungfräulicher Quell, dass auch sie schon kleine Teilstücke des Jakobswegs gegangen sei, aber irgendwie Angst hätte vor so einer gewaltigen Strecke, sie ihn ob seines hehren und weiten Ziels bewundere und zugleich beneide, da sie aus privaten und anderen Gründen derzeit gehindert sei, es ihm gleich zu tun, dabei würde sie am liebsten statt zum Einkaufen gleich mit ihm auf Tour gehen, aber sie sei wegen der Arbeit insoweit auf die kurzen Ferien angewiesen und den Job einfach hinschmeißen könne sie ja auch nicht, selbst wenn sie manchmal große Lust dazu hätte, damit sie wie er ungebunden und frei in die Welt hinaus gehen könne, was sie für sich als ihre wahre Bestimmung erkannt habe, nur müsse das halt bis zu ihrem Ruhestand warten, was sie jedoch nicht hindere auch jetzt schon möglichst frei und bewusst zu leben. Dabei strahlten ihre Augen Adam auf jene eine Weise so an, dass er gar nicht wusste, wie ihm geschah. Ihre Bewunderung strich ihm wie ein warmer Lufthauch über sein Gesicht und schien ihn bald schon gänzlich zu umhüllen. Im Strahlen ihres Blicks fühlte sich Adam wie eine auf Hochglanz polierte Statuette auf einer Spieluhr und gleich der konnte er nur noch glänzen und funkeln und sich im Licht ihrer Bewunderung im Kreis drehen. Dabei blühte sie in seinen Augen immer mehr auf und er sah, dass sie eigentlich sehr nett und adrett und fesch war. Mit ihren hennaroten, halblangen Haaren, die ein junggebliebenes, weiches, hübsches Gesicht umrahmten, stand sie vor ihm, wobei sie in ihren Jeans und mit ihrer leichten Bluse eine ausgesprochen gute Figur machte. So gab ein Wort das andere und die Zeit verstrich unbemerkt, wie sie das in solchen Fällen ja gerne tut. Einen solchen Ansturm hatte Adam denn doch nicht erwartet. Am frühen Morgen! Gerade einmal zwanzig Minuten nach seinem Aufbruch und noch in Sichtweite seines Heims schon gar nicht. Ihr munteres Geschäcker wollte gar nicht enden und nahm stets neue Wendungen und Adam war schon versucht ..., da drang ihm der Gedanke an seine erst kurz überstandene Krebsoperation und deren verdrießliche Folgen durch die Nebel seines Verlangens, was in ihm sogleich alle Begehrlichkeit ersterben ließ. Wollen täte er ja schon, bloß können konnte er nicht mehr, wurde ihm bewusst. So nahm er denn, um aus dem Treibsand des gefühligen Geplauders freizukommen, etliches Holz aus dem Feuer, worauf das Gespräch allmählich wieder in herkömmlicheres und unverfänglicheres Fahrwasser glitt. Das Strahlen in den Augen der Frau blieb davon unberührt, schien ihm. Aber es war, wie Adam mit tiefem Bedauern feststellte, nun wie durch einen dünnen Schleier gedämpft. Den Grund für seinen Rückzug wollte er trotzdem nicht preisgeben, so extrovertiert war er denn doch nicht. Adam verwies schließlich auf die bevorstehenden fünf und vierzig Kilometer seiner heutigen Tagesetappe und wollte damit den Abschied einläuten. Das löste aber nur wieder einen neuen Schub an Bewunderung aus und das Eingeständnis, dass sie das wohl nie schaffen könnte. Adam versagte sich nun aber neue Drehungen und Pirouetten auf seinem Podest, so dass sie ihm nach weiteren Worten des Bedauerns, dass sie ihm nicht folgen und es ihm gleich tun könne »Ultreia« wünschte, ihn umarmte und auf beide Wangen küsste. Darauf schlenderte sie beschwingt mit ihrem Einkaufskorb weiter.

Adam nahm seinen Weg ebenso wieder auf, seine Verwunderung aber blieb. Damit hatte er denn doch nicht gerechnet. So hatte er sich das Pilgerdasein noch nicht einmal in seinen kühnsten Träumen ausgemalt. In seinen Pilgerführern war dazu auch nichts geschrieben gewesen. Und davon hatte er alles gelesen, was ihm dazu in die Finger gefallen war.

Er hieß ja auch nicht Harold Frey aus dem Roman »Die unwahrscheinliche Pilgerreise des Harold Frey« von *Rachel Joyce*. Einen Brief einwerfen wollen und stattdessen einfach zu einer unwahrscheinlichen Pilgerreise aufzubrechen war seine Sache nämlich aber schon gar nicht. Bei aller gebotenen Spontantität, doch so eine Unternehmung gehörte seiner Ansicht nach gründlich geplant. Schließlich wollte er nicht nur bloß mal zum Brotholen aus dem Haus. Also hatte er schon etliche Zeit vorher begonnen, sich mit dem Weg mental und praktisch zu beschäftigen. Die Praxis nannte er Trainingslager und wanderte dazu durch Täler und über Berge, wo immer sich das anbot. Blasen an den Füßen oder Schwächeanfälle waren nämlich so ziemlich das Letzte, was er auf seinem Weg brauchte. Bekam er dann auch nicht.

Natürlich plante er diese Trainingswanderungen in gehöriger Weise, was jedoch trotzdem dann und wann nicht verhinderte, dass er vom rechten Weg abkam und sich im Abseits wiederfand. Nichts gegen ein nettes Abseits, wenn es denn einigermaßen auf dem Weg oder wenigstens in dessen Nähe liegt. Ein Abseits völlig abseits des geplanten Wegs ist jedoch mindestens lästig, wenn nicht nervig, vor allem, wenn nach einer langen Wanderung die irrig gegangene Strecke mit müden Füßen wieder zurückgegangen werden muss. Auch hier schien Adam wieder sein altes Dreifaltigkeitscredo auf. So erfuhr er schon in seinen Trainingslagern, dass auch die schönste Planung an fehlender Wegkennzeichnung oder Wegweisung scheitern und wenn schon nicht scheitern, so doch zu erheblichen Umwegen führen kann. Was soll's, sagte er sich dann, der Weg sei ja das Ziel.

Nur sag das mal deinen müden Füßen!

Um derlei Missgeschick auf seinem jetzigen Weg zu vermeiden, hatte er also schon vorher alle erreichbaren Wanderführer, Karten und sonstige Literatur konsultiert. *Paulo Coelho*s »Auf dem Jakobsweg« kam ihm dabei mit einer Reisebeschreibung á la *Carlos Castaneda* in die Finger. Dass es sich bei dieser Beschreibung eher um eine Reise in die Innenwelt des Autors handelte, gab er in der Geschichte zwar klandestin kund, nur half das konkret eigentlich auch nicht weiter. Adam kannte die Geschichten von *Castaneda* schon seit Jahren. Allerdings wollte er nicht nach Mexiko. Der Rest war ganz schön abgedreht, wie man so sagt. Aber man kann ja nie wissen. Also versuchte Adam sich daraus einen Reim zu machen und markierte jedenfalls einige interessant erscheinende Wegpunkte aus *Coelhos* Roman auf seinen Karten.

Die klassischen Wanderführer waren da dann doch von anderem Kaliber. Wegbeschreibungen groß und en detail, comme il faut. So wünscht man sich das. Jedenfalls aber waren sich alle Führer über die einzuschlagende Richtung einig. Derlei Wegweisung schien ihm für sein Vorhaben doch eher brauchbar und er steckte damit auf seinen Karten den ihm genehmsten Weg mit entsprechenden Tagesetappen ab. Worüber sich alle Wanderführer aber ausschwiegen war das Abkommen vom Kurs, das Abseits und der Umweg und vor allem gezielte Hinweise, wo derartige Fallen lauern könnten und wie sie zuverlässig zu umgehen wären. Nun ja, erkannte Adam, dazu gäbe es wohl derart viele Möglichkeiten, dass eine ganze Bibliothek nicht ausreichen würde, sie alle zu fassen. Das bliebe dann also ihm überlassen, sich dann und wann in die Irre zu begeben. Und wieder auf den rechten Weg zurück zu finden. Dieser Gedanke schien ihm dann wie die vorweggenommene Quintessenz seiner Morgenlandfahrt.

Mit derlei Feinheiten des Wegs hielt sich *Hape Kerkeling* in seiner Reisebeschreibung »Ich bin dann mal weg« erst gar nicht auf. Er hielt es anscheinend eher wie Harold Frey. Bin dann mal weg. Brief einwerfen. Nicht ganz, denn zumindest hatte er neue Wanderschuhe, die ihm nicht passten und da-

her Blasen an den Füßen verursachten. Auch eine sich selbst aufblasende Isomatte hatte er dabei. Wozu, wird nicht so recht klar, da er stets in Herbergen oder Hostals und dergleichen übernachtete. Hat sie dann auch verschenkt, muss man sagen. Viele Leute hat er jedenfalls getroffen.

Dieser Umstand machte Adam anfangs schon eher etwas zu schaffen, denn er sah sich eigentlich mehr als bekennenden Individualisten. So hatte er bisher seine Trainingstouren auch weitgehend als Alleingänger absolviert. Das schien ihm die einzig mögliche Art zu sein, seinen jeweils anstehenden Weg in der gebotenen meditativen Klarheit zu durchschreiten. Natürlich war ihm einsichtig, dass nun auf diesem Weg viele andere ebenfalls unterwegs sein würden. Ob sie aber auch auf seinem Weg gehen würden, sei noch längst nicht ausgemacht, tröstete er sich. Bei früheren Wanderungen waren zu Beginn oft ebenfalls ganze Heerscharen mit ihm auf demselben Wanderweg unterwegs gewesen, nicht aber auf seinem Weg, wie er feststellen durfte. Damals hatte er so sein Idyll tatsächlich im Abseits entdeckt. Vielleicht hatte es aber auch ihn gefunden. Oder ihn dorthin geführt. Das war ihm auch heute noch nicht so ganz klar. Jedenfalls hatte er dort im Idyll seinen Weg gefunden. Oder der Weg ihn. Wie sich später zeigte, waren seine Befürchtungen aber gänzlich verfehlt, zumindest auf seiner ersten Wegstrecke nach Le-Puy-en-Velay. Bis auf zwei Ausnahmen war er nämlich auf der gesamten Strecke mit sich und dem Weg allein. Die Welt hätte um ihn herum untergehen können und es wäre niemand dagewesen, ihm davon zu berichten. Nach Le-Puy sah es dann schon anders aus. Schon der Weg aus der Stadt glich eher einem Volkswandertag. Selbst wenn er ein Wegzeichen verfehlt hätte, hätte es genügt, nach anderen Pilgern oder Rucksackträgern Ausschau zu halten, um den rechten Weg zu finden. Das galt zumindest bis Conques. Danach ließ der Andrang nach.

Das gibt Gelegenheit Adams geplanten Weg kurz zu skizzieren. Von sich zuhause in E., zwischen Tübingen und Herrenberg gelegen, wollte er über Horb, das Kinzig- und Elzachtal nach Freiburg und von dort über Fessenheim nach Thann am Südrand der Vogesen gehen. Danach sollte sein Weg über Belfort durch die Franche Comté ins Burgund nach Beaune und danach über Cluny nach Le-Puy-en-Velay am Ostrand des Massif-Central mitten in Frankreich führen. Anschließend wollte er über die Berge quer durch das Aubrac nach Conques und dann nach Moissac im Südwesten des Massif-Central marschieren. Von dort sollte es durch die Ebene an das westliche Ende der Pyrenäen nach Saint-Jeans-Pieds-du-Port und von dort über die Berge nach Roncesvalles auf die spanische Seite der Pyrenäen gehen. Danach waren Pamplona, Logroño und Burgos die nächsten Stationen seines Wegs, um ihn anschließend über León nach Santiago de Compostela zu führen.

Wegen der Länge des Wegs hatte er seine Unternehmung an das Ende seines Arbeitslebens gelegt. So war er nicht durch die häufigen und langen Arbeitstage bzw. die wenigen und dafür umso kürzeren Urlaubstage gebunden. Zudem ergab sein Unternehmen so auch einen schönen Abschluss der langen Plackerei, hatte er gedacht. Aber er hatte wohl zu kurz gedacht. Noch mehr Plackerei wurde ihm zuteil, wie er feststellen musste. Weniger als Wanderer, denn als sein eigener Esel. Das war natürlich nicht das Ziel seiner Idee gewesen. Er war ja schließlich kein Masochist. Vielmehr sah er seine Unternehmung schlicht als Abschluss eines Lebensabschnitts und als Übertritt in sein neues Leben. Seine Wandlung vom Angehörigen der werktätigen Bevölkerung zum Pensionär stand also an. Allerdings glich dieser Übertritt nach seiner Planung weniger einem sonntäglichen Hinaustreten vors Haus, sondern mehr dem Langen Marsch von *Mao Tse-Tung*. Und nach seinen Planungen war »lang« nicht übertrieben. 2700 Kilometer in rund hundert Tagen.

Das war der Plan.

So war denn der Tag des Aufbruchs gekommen. Des Morgens hatte er sich noch aus seinem Arbeitsleben verabschieden lassen, dabei aber gleich auf seinen gepackten Rucksack sowie den auf ihn wartenden langen Marsch verwiesen, deswegen um die gebotene Kürze der notwendigen Ansprachen und Amtshandlungen gebeten und sich anschließend mit seinem Bündel auf den Weg gemacht.

Heimatliche Etappen

Damit ist klar, Adams Kurs ging Richtung Südwest. Von daheim über Seebronn und das Kloster Liebfrauenhöhe nach Horb als erstem Etappenziel. Schlappe 45 km ohne Umwege. Aber die machte Adam dann in Horb. Da er nicht wusste, wo der örtliche Campingplatz lag, führte seine Unkenntnis dazu, dass er Horb nicht nur durchquerte, sondern zu allem Überfluss auch noch fast halb umrundete. Am Ende der Tagesetappe stellte das seine Ausdauer vor deutliche Probleme. Nicht zuletzt wurden so aus den geplanten rund 45 km mehr als 50 km. Gottlob war er zum Training zuvor auch solche Strecken gegangen. Allerdings ohne seinen jetzigen Rucksack – und der spielte gewichtsmäßig nun eben doch in einer ganz anderen Liga als sein sonstiger Wanderrucksack. Auch wenn er ihn dabei trainingshalber mit allerhand Unnötigem und mehreren Wasserflaschen vollgestopft hatte.

Die von ihm eingeschlagene Richtung hatte an dem Tag zudem ihre Tücken, wie er alsbald erkennen musste. Es herrschte nämlich ein strahlend blauer Himmel, so dass die Sonne Adam trotz eingestreuter Waldstrecken von morgens bis abends gleichmäßig von links beschien. Obwohl er sonst auf Sonne mit schneller Bräune reagierte, blieb ihm jetzt ein linksseitiger Sonnenbrand am Halsausschnitt seines T-Shirts nicht erspart. Wegen des Trägers seines Rucksacks war das aber mindestens lästig, wenn nicht sogar schmerzhaft, weil der nun darauf herumscheuerte. Irgendwelches Sonnenöl hatte er wegen seiner sonstigen Sonnenresistenz erst gar nicht mitgenommen. Besaß er deswegen auch schon gar nicht. Gottseidank war er väterlicherseits mit der Gabe der schnellen Bräunung ausgestattet worden. In dem Familienzweig hatte sich in der Antike anscheinend ein sonnengewohnter Römer in der Ahnengalerie eingemistet. Das hatte ihm schon viele sinnlose Ausgaben für Sonnencremes erspart, wofür er als Schwabe ausgesprochen dankbar war. Auch die ursprünglich dunklen, fast schwarzen, wenngleich glatten Haare und ein gewisses, irgendwie südliches Aussehen waren wohl der römischen Hinterlassenschaft zu verdanken. Jedenfalls wurde Adam in jüngeren Jahren bei seinen Ausflügen in südliche Länder regelmäßig schon nach wenigen Tagen als Einheimischer eingeordnet. Sogar in Marokko interessierte sich schon nach wenigen Tagen niemand mehr für ihn, während andere Touristen neben ihm ständig von den allgegenwärtigen Bettlern und selbsternannten Fremdenführern oder Guides belagert wurden. Das reichte bis nach Indien, wo er regelmäßig auf Hindi angesprochen wurde und sein Nichtverstehen im ersten Anlauf wenig Glauben fand. Umso größer war jeweils das Erstaunen, wenn er auf »schwänglich«, also dem ihm allein möglichen schwäbisch gefärbten Englisch über seine Herkunft aufklärte. Sogar nachdem sich schon der Schnee des Kilimandscharos auf seinem Haupt ausgebreitet hatte, weigerte sich anfangs noch ein Kioskverkäufer an der Amalfiküste anzuerkennen, dass Adam nach seinem beim Eintritt freudig geschmetterten »Buon giorno« sich des Italienischen nicht mächtig zeigte.

Vor weiterem Sonnenbrand und dem Scheuern des Rucksackriemens schützte er sich dann mit dem aufgestellten Kragen eines mitgenommenen kurzärmeligen Hemds, das er an den nächsten Tagen trug. Das Hemd war eigentlich dafür gedacht, bei entsprechender Gelegenheit, also im Restaurant oder anderen sogenannten besseren Häusern über seinem Merino-T-Shirt getragen zu werden, erfüllte jetzt aber auch so seinen Zweck.

Auf dem Horber Campingplatz angekommen schaffte es Adam nach dem Zeltaufbau (ultraleichtes Tarptent) noch unter die Dusche, von seinem Abendessen im Campingplatz-Restaurant nahm er aber erschöpfungshalber fast nur das Weißbier zu sich und legte sich schon am frühen Abend auf seiner aus Gewichtsgründen dünnen Isomatte im Ultraleicht-Schlafsack schlafen. In der Nacht erwachte er einmal kurz und vernahm leichtes Getröpfel auf seinem Zelt. Ultra-leicht, ultra-praktisch, regendicht, kam ihm dazu in den Sinn. Ein Kontrollblick mit der Taschenlampe, die er am Zeltfirst hängen hatte, zeigte aber Wassertropfen am Zelt Dach. Kondensierte Atemluft, tröstete er sich, knipste das Licht aus und schlief weiter.

Auch der nächste Tag war wieder sonnig und heiß. Über Loßburg und entlang der jungen Kinzig nach Alpirsbach sollte es gehen. Nochmal eine Etappe von 50 km hatte er sich damit vorgenommen. Aber, auch Christus kam nur bis Eboli. So hieß ein Kinofilm, den er vor vielen Jahren einmal gesehen hatte. Er kam bis Leinstetten. »Refugio«, leuchtete ihm am frühen Nachmittag an einem Gebäude neben der Kirche ein Schild entgegen. Derart eingeladen, klopfte Adam an und siehe, es ward ihm aufgetan. Die örtliche Kirchengemeinde hatte das Erdgeschoss des ehemaligen Pfarrhauses zur Pilgerherberge gemacht. Adam kam das jetzt sehr entgegen, konnte er so seine Tagesetappe doch auf bloße 25 km verkürzen. Nicht zuletzt begann es kurz darauf zu regnen, so dass er auch den folgenden Regentag bequem und im Trockenen aussitzen konnte. Hatte er schon bisher auf seinem Weg keine Pilger getroffen, so hatte er auch hier das Refugio für sich alleine.

Über Loßburg wanderte Adam anschließend nach Alpirsbach. Das waren somit zwar auch wieder knapp 30 km, aber es war bewölkt und frisch, die Wanderung also das reine Vergnügen. Das galt insbesondere ab Loßburg an der jungen Kinzig entlang durch den Wald bis zum Campingplatz kurz vor Alpirsbach. Der Platzwart empfing ihn mit einer Flasche Bier der örtlichen Brauerei. Adam erzählte ihm dabei von seinem Vorhaben. Nach dem Duschen erschien der Mann an Adams Zelt und brachte ihm eine frisch selbstgeräucherte Forelle mit Brot. Das sei seine Gabe für Adams Weg, weshalb er auch jegliche Bezahlung ablehnte. Und Adam sah St. Jakobus erneut seine Arbeit tun.

Die Neugier auf seinen Weg und die Antworten, die er ihm geben würde, waren so Adam anfangs Ansporn und Versprechen zugleich. In allen Büchern, die er vorher zum Thema gelesen hatte, war von davon die Rede. Adam war davon so fasziniert gewesen, dass in ihm der Wunsch, den Weg zu gehen, erwacht war. Allerdings merkte Adam recht schnell, dass jedenfalls der von ihm bisher begangene Weg einer von der schweigsameren Art zu sein schien. Er antwortete auf nichts, noch nicht einmal im Notfall. Der Weg war deshalb vor allem lang und sein Rucksack schwer. Schon seine ersten Etappen durch die heimischen Gefilde konnten sich so arg in die Länge ziehen. Das galt besonders gegen deren Ende hin. Ihm schien sogar, dass sein Weg spätestens nach der Mitte der für den Tag geplanten Strecke immer noch länger wurde. Daran zeigte sich ihm die Relativität der Raum- oder Wegzeit in aller Klarheit. Auch *Albert Einstein* war Schwabe, weshalb sich ihm diese Einsicht wohl mühelos erschlossen hatte. Die Kenntnis über die Relativität der Dinge und Daseinszustände ist Schwaben sozusagen in die Wiege gelegt. »Hosch du dei Nas en meim Hintera, ham mer boide a Nas em Hintera, aber i be relativ besser dra«, heißt es im Schwäbischen insoweit. Zugleich wurde Adam, was andere wohl schon längst wussten, nun ebenfalls klar, dass bei einer Wegstrecke von beispielsweise 35 Kilometern Halbzeit immer erst bei Kilometer 30 ist. Oft wurde ihm sein Weg daher so lang, dass er einfach vor seinem geplanten Etappenziel Schluss machte. Dann schlug er eben an passender Stelle sein Ultraleicht-Tarptent-Zelt auf. Fünf Minuten aufbauen und fertig. Isomatte rein, Schlafsack drauf und Gute Nacht.

Das sagt sich nun so, als sei Adam ein rechter und kerniger Naturbursch. Alles weniger als das. War Adams Vater noch auf dem Bauernhof aufgewachsen, konnte davon bei Adam keine Rede sein. Kühe waren für ihn schon als Kind vor allem groß. Für Pferde war der Hof seiner Großeltern zu klein gewesen, das heißt, gearbeitet wurde mit Kühen oder allenfalls Ochsen. Pferdebauern brauchten für das Futter der Pferde entsprechend große Wiesenflächen und waren schon deswegen eher Großagrarier. Davon konnte bei der Landwirtschaft von Adams Großeltern väterlicherseits nun wirklich keine Rede sein. Es hatte mit der üblichen anderen Erwerbstätigkeit gerade so hingereicht, den ältesten Sohn, Adams Vater, etwas lernen zu lassen. Die anderen mussten selbst sehen, wo sie blieben, oder waren sowieso schon im Kindsbett geblieben oder im Krieg danach gefallen. Auch mütterlicherseits war die landwirtschaftliche Natur zwar nicht weit entfernt, jedoch war schon der Opa, obwohl selbst bloß dem Haus eines Schuhmachers entstammend, nicht zuletzt durch seine Verbindung mit Oma, die einer eher großagrarischen ostpreußischen Familie entstammte, als Gartenbaulehrer mehr bürgerlicher Natur. Adam selbst konnte zwar ohne weiteres kräftig zupacken, ein Hänfling war er jedenfalls

nicht, aber beruflich hatte er sich den Geisteswissenschaften verschrieben. Er war Jurist – und auch sonst von mäßigem Verstand, wie man mit *Ludwig Thoma* so sagt. Mit anderen Worten: Viehzeugs, sei es groß oder klein, gehörte eigentlich nicht zu Adams Welt.

Das war aber das Erste, an was er sich jetzt gewöhnen musste. Krabbeltiere überall. Trotz Tarptent mit umlaufendem Netz. Na schön, dachte Adam, dann war das halt wie früher, vor den Zeiten des VW-Campingbusles, als er noch mit dem Zelt Urlaub machte. Back to the roots eben. Andererseits war genau das seinerzeit aber zumindest auch schon Anlass für die Anschaffung seines ersten Campingbusles gewesen. Ameisen, Käfer, Mücken, Gekreuch und Gefleuch im Zelt allüberall. Entscheidend war jedoch, dass jedes Mal, wenn Adam, der damals noch mit seinem VW-Käfer unterwegs war, sein Zelt aufbauen wollte, es zu regnen begann. Und das nicht nur einmal. Er hätte die Wüste bewässern und fruchtbar machen können, so zuverlässig begann es zu regnen, sobald er anfang sein Zelt aufzustellen. Meist kam er deshalb nur bis zum Aufbau des Innenzelts, das regendichte Außenzelt wurde dagegen regelmäßig ein Opfer des Regens. Er schlief dann statt im Zelt auf der Rückbank seines VW-Käfers. Adam maß schon damals einmetersechsendachtzig. Jeder, auch von geringerer Größe, sah daher die Notwendigkeit der Beschaffung eines Campingbusses mit ausreichender Liegefläche widerspruchslos ein. Später übertrug sich das Regenphänomen auf seinen kleinen Holzkohlegrill. Egal wie oder wo, sobald die Holzkohle soweit war, dass er mit dem Grillen hätte beginnen können, begann es zu regnen. Das geschah mit einer dermaßen widerwärtigen Regelmäßigkeit, dass er in Diensten der Aktion »Brot für die Welt« alle Trockengebiete des Planeten hätte bewässern und fruchtbar machen können. Einmal hatte er ihn auf seiner Terrasse gerade auf Betriebstemperatur, da zog über ihm eine Wolke auf und es regnete. Die geplante Grillparty hatte damit ihr Ende erreicht. Später wurde ihm von einem Bekannten berichtet, dass nur ein paar Straßen weiter am anderen Ortsende den ganzen Tag die Sonne geschienen habe.

Nicht zuletzt war ein VW-Bus damals für Hippies aller Couleur sowieso hip, der letzte Schrei, das must-have. Passenderweise hatte Adam seinerzeit Haare bis über die Schultern hinab und einen Vollbart. Unten ausgestellte Jeans und eng taillierte Hemden waren sowieso obligatorisch. Dazu trug er sommers seine Brettlessandalen, auch Holzklöpfer genannt. Das sind jene schlichten Sandalen aus einem Holzbrett mit knapp geformtem Fußbett als Sohle und einem einfachen Lederriemen quer über die Zehen für den Halt. Bei jedem Schritt schlugen die Bretter gegen die Fußsohlen, was zu dem besagten klatschenden Geräusch führte, ähnlich den heutigen Flip-Flops, nur lauter. Für Regen oder Winter gab es die hohen Wildlederstiefel, Boots genannt, mit weicher Gummisohle, und die Parka. So schien Adam die Anschaffung eines solchen Gefährts nur standesgemäß. Im Verbund mit der Beengtheit der Käferrückbank hatte Adam damit durchaus triftige Gründe, sich von seinem ersten Gehalt eine derartige Hippie-laube zuzulegen. In der Rückschau entfremdete ihn das aber auch wieder der erfahrbaren Natur, da Gekreuch und Gefleuch im Campingbus schon per se nicht stattfand. Gegen unerwünschte Ameisen und dergleichen half Backpulver.

Mit seiner jetzigen Wanderung war Adam nun also sogar noch vor seine Käferzeiten zurückgegangen. Denn in dieser Frühzeit war er auch oft zu Fuß unterwegs, wenn auch nicht mit dem Zelt, sondern von einer Juhe zu nächsten oder sonstigen Unterkünften. Allerdings beschränkten sich dabei seine Wege zu Fuß meist auf die Strecken von einer Autostoppstelle zur nächsten. Wenn er sich überhaupt die Mühe machte zu möglicherweise strategisch besser gelegenen Stellen zu gehen. Das war jetzt natürlich ganz anders. Diesmal war der Fuß-Weg ja sein Ziel. Mit Sack und Pack auf dem Rücken. Und nicht zuletzt mit über vierzig Jahren mehr in den Knochen und auf der Seele. Vierzig Jahre und eine in der Zeit verloren gegangene Freundin beziehungsweise späteres Ehefrau. Nicht zu vergessen die vielen Sünden. Wobei ihm die Last dieser Jahre und Sünden momentan bedeutend geringer erschien als das Gewicht seines Rucksacks. Die Last des verloren gegangenen Ehefrau wog da schon schwerer. Das ist aber eine ganz andere Geschichte. Zwei wunderbare Töchter, Ahörnchen und Behörnchen,

zwei Schwiegersöhne, Y. als erstgeborenen Enkel sowie A., la jolie, als zweite Kindeskindin seiner Erstgeborenen waren so das Licht und die Freude seiner Tage.

Bei schönem, aber auch heißem Wetter erreichte Adam an den folgenden Tagen über Schiltach, Wolfach, Landwasser, Elzach und Waldkirch schließlich Freiburg. Dabei soll nicht verschwiegen werden, dass herkömmlich schönes Sommerwetter für Pilger und Wanderer eher schlechtes Wetter ist, weil meist zu heiß. Ein bedeckter oder auch ein blauer Himmel, jedoch mit einer hinreichend großen Anzahl von Schönwetterwolken für den notwendigen Schatten, eine leichte, kühlende Brise bei nicht wesentlich mehr als 20 Grad ist schon eher den Ansprüchen des Pilgers angemessen. Das hatte Adam auf seinem Weg schnell begriffen.

Lob auf die Wandersocke

Ein stabiles Hochdruckgebiet sorgte also für heiße und windstille Tage. Schon die Strecke über den Schwarzwald nach Freiburg und weiter ins Elsass wurde so zur Prüfung, die Adam nur mit Mühe bestand. Eingedenk von *Kerkelings* Beschwerden und dem Leiden der Hauptdarstellerin im Film »*Der große Trip*« hatte Adam seine neuen Wanderstiefel fürs Flach- und Normalland rechtzeitig beschafft und auf mehr als 200 km eingelaufen. Dass Stiefel bei Hitze aber anscheinend schrumpfen, hatte er jedoch nicht bedacht. Und eigentlich auch nicht gewusst. Möglicherweise gingen aber auch seine Füße im Laufe des Tages bloß auf wie ein Hefeteig. Wer weiß das alles schon so genau? Sei es nun die Hitze oder schwitzende Füße, jedenfalls war festzustellen, dass ihn die Stiefel drückten. Was soll's, er hatte ja Sandalen dabei. Also Stiefel aus und Sandalen an. Aber auch das war nur kurzfristig eine Erleichterung. In den Tiefen seines Rucksacks hatte er noch Flipflops, also raus aus den Sandalen, Socken aus und Flipflops an. Das war jetzt aber ganz untauglich, wie er schnell bemerkte. Er hatte nämlich außer Acht gelassen, dass das Gelände für Sandalen wenig und für Flipflops überhaupt nicht geeignet war. Also wieder in die Stiefel. Und zurück. Danach barfuß. Es half alles nichts. Bis er erkannte, dass er in normalen, dünnen Herrensocken für den Stadt-, Salon- und Bürogebrauch unterwegs war. In Freiburg beschaffte er sich bequeme Links-Rechts-Wandersocken und ging anschließend in seinen Stiefeln wie auf Wolken. Solche Socken hatten ihm seine Töchter zwar extra für seine Wanderung geschenkt, er hatte sie aber daheim im Dunkel seiner Sockenschublade aus den Augen verloren. Aus den Augen aus dem Sinn. So wurde er zum Opfer seiner eigenen Vergesslichkeit. Alzheimer forte, schalt er sich und nahm das erlittene Fußdrücken als die ihm dafür zukommende Buße hin.

Auf seiner Wandersockenwolke fand Adam dann zwar am Münsterplatz in Freiburg die blauen Jakobsmuscheln, kurz darauf verließ ihn diese Wegweisung aber auch schon wieder. Nachdem er mit seinem zunehmend schwerer werdenden Rucksack fast zwei Stunden lang erfolglos danach gesucht hatte, gab er auf und marschierte schnurstracks zurück zum Bahnhof. Mit dem Zug fuhr er bis Schallstadt und lies damit das Gewirr der Stadtstraßen hinter sich. Jakobus würde ihm dies nachsehen, war er sich sicher, da er in den zwei Stunden erfolgloser Sucherei auch in Schallstadt angekommen wäre.

Kaum hatte er sich in den Zug gesetzt, betrachtete ihn eine recht adrette und fesche ältere Dame vom Nebensitz aus interessiert. Ob sie sich zu ihm setzen dürfe, fragte sie alsbald.

»Gerne«, erwiderte Adam und verwies auf die leere Sitzbank ihm gegenüber.

Wegen seiner Muschel am Rucksack habe sie ihn angesprochen, sagte sie dann. »Sie pilgern doch auf dem Jakobsweg?«

Adam bejaht dies und erläuterte ihr sein woher und wohin und wie lange er schon unterwegs sei. Sie sei vor einiger Zeit noch mit ihrem Mann den Kinzigtäler Jakobsweg gegangen, gab die Dame daraufhin an. Das habe sie sehr beglückt. Nun sei ihr Mann aber schon vor Jahren gestorben und allein traue sie sich sowas nicht zu. Sie beugte sich zu Adam herüber und sagte leise, dass sie inzwischen auch ein paar Jahre älter geworden sei.

Für Adam war dieses Geständnis wie eine geheime Offenbarung, die er aber mit Verweis auf ihr blühendes Aussehen zurückwies.

Sie bedankte sich für das Kompliment, lehnte sich wieder zurück und fuhr fort, ihm von ihren damaligen Erlebnissen und Gefühlen zu erzählen und wie gerne sie sich ihm deswegen anschließen würde. Adam erwiderte, sie sei doch recht gut beieinander und ihm gegenüber schon fast noch ein junger Hüpfen.

Sie lachte und meinte, sie sei nun doch auch schon über die sechzig hinaus.

Seines Wissens gebe es organisierte Wanderungen auf dem Jakobsweg, da könne sie sich doch anschließen, merkte Adam an. So gab ein Wort das andere. Damit verging die Zeit wie im Flug und nach 15 Minuten musste Adam aussteigen. Sie wünschte ihm noch »Buen camino« und viel Glück und schon stand Adam auf dem Bahnsteig. Bald war er auf dem rechten Weg nach Bad Kissingen und Bremgarten, von wo aus es weiter nach Fessenheim gehen sollte. Den sonst üblichen Schlenker nach Norden ersparte sich Adam.

Im Nachhinein schien ihm die Zugfahrt mit der netten Dame fast stundenlang.

Du l'eau, si vous plait

Der Weg nach Fessenheim wurde dann fußmüdig und auch sonst fast zum Vergnügen. Allerdings brannte die Sonne in der stehenden Luft im Rheintal dermaßen, dass die Versorgung mit Trinkwasser angesichts seiner 1-Liter-Aluflasche alsbald zum Problem geriet. Überall gibt es zwar an Straßen und Wegen Tankstellen mit Benzin und Diesel und dergleichen mehr, aber Wasserstellen oder Brunnen für Wanderer und Pilger nur selten. Dabei ist Wasser, schönes, klares, frisches und kühles Wasser für Pilger und Wanderer ein wahres Wunderelixier. Es labt Müde und Beladene und letzteres sind Pilger oder Wanderer ja per se. Es erquickt sie, gibt ihnen neue Kraft und die Hoffnung auf mehr desselben bei ihrer Ankunft in der Herberge, womöglich sogar so viel, dass man zumindest die Füße darin erfrischen oder in leicht gewärmten Zustand es sich sogar in der Dusche von Kopf bis Fuß über die Haut laufen lassen kann. Und schon ist dann aus dem ausgelaugten Wrack wieder ein Mensch geworden. Ein wahres Teufelszeug. Das Wasser. Und die Dusche.

Schon kurz nach Bremgarten war Adams Wasservorrat daher erschöpft. In Hesses Morgenlandfahrt gab's in Bremgarten noch Wasserjungfrauen, Brunnen und Wein in solchen Strömen, dass man damit sogar die Fische im Fluss erfrischen konnte.

Nichts davon!

Durst und Dürre war angesagt. Da saß er dann nach dem Grenzübertritt nach Frankreich zwar im Schatten an der Schleuse und das Wasser rauschte nur so unter ihm hindurch, er selber hatte von dem Segen aber rein gar nichts. Der Getränkeautomat im Besucherzentrum des dortigen Usine war natürlich kaputt. Aber bis zum Refuge parosial in Fessenheim, wo er nächtigen wollte, war es dann

gottlob auch nicht mehr allzu weit. Und so schnell verdurstet andererseits auch wieder keiner, selbst wenn sich ihm sonst in der Stadt ab und an dieser Eindruck aufdrängte, wenn er die Leute dort mit ihren Wasserflaschen promenieren sah. Wie am Abend zuvor verabredet, meldete er sich im Schatten der Kirche telefonisch und wurde kurz darauf auch schon die restlichen hundert Meter mit dem Auto zur Herberge gefahren, die er wieder für sich alleine hatte.

Tags darauf war es früh am Morgen bald wieder gleich heiß. Und kein Windhauch ging. Die Blätter an den Bäumen bewegten sich noch nicht einmal, wenn man sie anblies. Die Hitze stand über dem Weg wie festgezurrte und es bewegte sich nur das Landschaftsbild vor dem Horizont, wie wenn man durch einen Wellenschleier aus flüssigem Glas sehen würde. Schon allein das Schultern des Rucksacks führte so zu Schweißausbrüchen, so dass Adams Merino-T-Shirt bald wieder so nass wie nach der abendlichen Wäsche war. Auch wenn er an seiner Wasserflasche nur nippte, leer war sie trotzdem ruckzuck. Und damit begann das Elend.

Das heißt, Adam begann, um an einen Schluck Wasser zu gelangen, in der nächsten menschlichen Ansiedlung die Reste seines Schulfranzösisch hervorzukramen und Eingeborene landestypisch anzusprechen, stieß dabei aber auf völliges Unverständnis. Erst als er seinen Wunsch nach Wasser auf Deutsch, das heißt eigentlich sogar auf Schwäbisch äußerte, wurde ihm Gehör und Wasser zuteil. Tatsächlich sprechen nämlich die meisten Ortsansässigen elsässisch, ein badisches Deutsch im Extrem, Alemannisch halt, was er als Schwabe durchaus verstand. Andererseits war auch den Elsässern das Schwäbische nicht unverständlich. Das war dann tatsächlich auch eines der ersten und wenigen Male, wo ihm sein schwäbisches Idiom außerhalb seiner engeren Heimat eine Hilfe und kein Hindernis war. Aber selbst mit anschließend gefüllter Wasserflasche blieb es dabei: Der einzige Wind, der ihm Kühlung verschaffte, war der Wind seiner eigenen Gehgeschwindigkeit. Und so schritt er trotz der Affenhitze tüchtig aus. In Ensisheim fand er allerdings nichts zum Übernachten, weshalb er weiter nach Pulversheim musste. Die zusätzlichen Kilometer lohnten sich aber, da das Hotel, das er mangels einer Pilgerherberge nahm, recht günstig und trotzdem gut war. Auch am Essen gab es nichts zu mäkeln.

Tags darauf in Cernay war es dann soweit: Er kam vom Kurs ab. Nicht aufgepasst, schlecht ausgeschildert, egal wie, jedenfalls war urplötzlich weit und breit kein Muschelzeichen mehr zu finden. Inzwischen hatte er aber mitbekommen, dass der Weg regelmäßig an den Kirchen vorbeiführt. Also ging er dorthin. Unweit einer Kirche entdeckte er schließlich statt des erhofften Muschelzeichens einen Eingeborenen, der seinen Wagen wusch. Im Näherkommen zeigte sich zwar, dass das Spiel der französischen Fußballmannschaft bei der Europameisterschaft am vorigen Abend ihn einiges an Contenance gekostet hatte, auf die Frage nach dem Weg erwiderte er aber, dass das von hier aus schwer zu erklären sei, er jedoch nachher ohnehin in Richtung Thann müsse, so dass er ihn dann auf dem Weg absetzen könne. Gesagt, getan. Kurz danach an einem Supermarkt, wo Adam seine Wasser- und anderen Vorräte ergänzen konnte, sprach ihn ein anderer Franzose auf seine Muschel am Rucksack und auf seine Compostelle an. La Compostelle ist in Frankreich sowohl die Bezeichnung für den Weg nach Santiago als auch für die Wanderung selbst. Adam verwies auf Thann als sein heutiges Etappenziel. Nach Thann sei er hier etwas abseitig, entgegnete der Mann, aber er könne ihn nachher gerne mit dem Auto dorthin mitnehmen. Damit war er aber auch schon verschwunden. Adam kaufte ein, was er einzukaufen hatte: Zwei große Flaschen Wasser und ein Käsebrot. Vor dem Laden verzehrte er das Käsebrot und trank die erste Flasche Wasser leer. Da fuhr der vorherige Franzose vor, öffnete die Autotür und forderte ihn auf, einzusteigen. Zweihundert Meter oberhalb der Pilgerherberge in Thann entließ er ihn.

In der schönen Herberge, wo er ein Vierer-Zimmer für sich allein hatte, empfahl ihm ein Elsässer, der den Weg nach Le-Puy-en-Velay im Frühjahr gegangen war, es war inzwischen immerhin Mitte Juni, und nun seiner Frau zeigen wollte, wo er genächtigt hatte, eine Übernachtung bei den Nonnen im

Kloster Bellemagny. Dorthin ging er also am nächsten Morgen und wich damit von seinem Plan ab, der ihn zu einem Campingplatz abseits des Pilgerwegs an einem See geführt hätte. Das wäre für sein weiteres Etappenziel Belfort zwar kürzer gewesen, die Worte des Elsässers im Ohr, wollte sich Adam das Kloster dann aber doch nicht entgehen lassen. Soviel Spontanität musste trotz seines ausgeklügelten Etappenplans dann doch möglich sein. Der Weg dorthin war als solcher nach einem anfänglichen Anstieg zwar einfach, weil zumeist relativ eben und gut ausgeschildert, die herrschende Hitze machte ihn aber gleichwohl zur Prüfung. Die Steigungen zu Beginn konnte er noch in der Frische des frühen Morgens abspulen, später wurde aber die Wegstrecke in der Ebene in der mittäglichen Hitze zur Tortur. Das galt umso mehr, als die Strecke immerhin rund 35 km lang war.

Von außen machte das barocke Kloster in Bellemagny einen passablen Eindruck. Im Empfangsraum eines Neubaus wurde er auf seine Frage nach der Herberge auf eine kleine Pforte in der Mauer gleich links neben dem Kirchenportal verwiesen. Nach der Hitze des Tages wurde ihm dort von der Äbtissin auf seine Bitte: »Avez-vous de l'eau pour moi, si vous plait«, zuerst einmal großer Krug Wasser auf den Tisch gestellt. Frisches kühles Nass, das Lebenselixier des Pilgers! Unter den wohlwollenden Augen der Äbtissin gönnte sich Adam davon etliche Gläser bis er schließlich wieder verhandlungsfähig war. Im weiteren Gespräch wies ihn die Oberin dann darauf hin, dass Bellemagny kein eigentliches Kloster, sondern nur ein »couvent« sei, da die Nonnen weder die Messe lesen noch die Sakramente spenden dürften. Im Inneren des Klosters konnte er sodann schnell feststellen, dass es sich bei den Nonnen vor allem um vollkommen verarmte Kirchenmäuse handelte. Adams Kammer war schlicht und alt, aber ebenso wie das Bett ordentlich und sauber. Dusche und Klo gab es in leicht verlottertem Zustand über den Flur für die ganze Etage, was aber auch kein Problem war, da er der einzige Pilger war. Beim Abendessen traf er auf andere Gäste des Klosters, die ebenfalls keinen Zugang zum Refektorium der Nonnen hatten und daher so wie er im eigentlich noblen, wenn auch ältlichen Gästeraum unter gestreng aus barocken Rahmen blickenden Mönchen in Öl speisen mussten.

Der nächste Tag war schon früh ebenso heiß wie die vorigen Tage und der Weg nach Belfort wurde so zur nicht nur sportlichen Herausforderung. Selbst im Wald war es fast unerträglich und der Rucksack, ein amerikanisches Ultraleicht-Modell übrigens, wurde mit jedem Kilometer noch schwerer, obwohl der Wasserstand in seiner Flasche zügig abnahm. Dazu führte der Weg bergauf und bergab, mal im Wald, mal in offener Feldflur. Auf dem Campingplatz in Belfort entschloss sich Adam daher dringend Ballast abzuwerfen. War er in seinen Planungen noch von einem Rucksackgewicht von maximal 9 bis 10 kg ausgegangen, lasteten ihm gefühlte 15 kg auf den Schultern. Der Campingplatzbetreiber hatte sogar einen passenden Karton für die Retoure. Zudem verstand er etwas deutsch, insbesondere aber dessen Tochter, die, wie sich herausstellte, nahe Adams Heimatort studierte und sogar ein paar Brocken Schwäbisch konnte. Beide verwiesen ihn darauf, dass es auf seiner Strecke mit Deutsch zur Verständigung ab jetzt wohl zu Ende sei, da er nun in urfranzösische Gegenden käme. So schnürte Adam also sein erstes Paket mit den inzwischen als verzichtbar erkannten Dingen, noch nicht wissend, dass es nicht das letzte sein sollte. Am nächsten Morgen brachte er es zur Post und damit auf den Weg nach Hause, was jedoch zuerst nicht problemlos von statten gehen wollte. Der Karton war nämlich ein Karton für Toner für Drucker oder Kopierer, deren Ausfuhr aus Frankreich anscheinend jedoch nicht erlaubt war. So verstand Adam jedenfalls den Postbeamten. Mühsam überzeugte er ihn mit den ihm verbliebenen Resten seines Schulfranzösisch, dass nur alte Kleidung im Paket sei. So machten sie schließlich den Kartonaufdruck mittels postamtlichen Klebers und Papiers unkenntlich, so dass dem Versand schließlich nichts mehr entgegenstand.

Derart erleichtert konnte er sich dann auf den Weg nach Villers-sur-Saulnot und damit zur dortigen Pilgerherberge machen, die er frohgemut, wenn auch reichlich erschöpft erreichte, zumal es sowieso keinen Campingplatz in der Nähe gab. Dazwischen hatten ihn Eingeborene auf seine in der Tageshitze geäußerte Bitte: »Avez-vous de l'eau pour moi, si vous plait«, mit dem notwendigen Nass versorgt,

da es Brunnen, andere Wasserstellen oder gar Einkaufsläden weit und breit nicht gab. Jedenfalls nicht an oder neben dem Weg. Beim Einzug in das Dorf erkundigte er sich bei der ersten sichtbaren Person nach der Herberge. Und siehe da, es war die Herbergsmutter und er hatte damit am ersten Haus im Ort sein Tagesziel erreicht. Im Pilgerführer wird die dortige Herberge als urig beschrieben. Und so sah sie im Aufenthaltsraum auch aus. Später sah er, dass der weißbärtige Mann, der ihm vor dem Dorf aus einem verbeulten Auto heraus zugewinkt hatte, der Herbergsvater war. Der Duschaum ließ in ihm dann aber recht schnell die Erkenntnis reifen, dass sein Entschluss, ein Zelt mitzunehmen, so verkehrt vielleicht auch nicht war. Verkehrt war allein sein amerikanisches Ultraleichtzelt, wie sich tags darauf in Villersexel herausstellte. Verkehrt war im Moment nur, dass er nach dem maroden Waschaum nun auch dem Schlafrum nicht über den Weg trauen wollte. Die Betten machten ja einen ordentlichen und sauberen Eindruck. Aber ... hattest Du je Bettwanzen in Deinem Zimmer, den Geruch vergisst Du nimmer, soll schon *Goethe* gedichtet haben. Adam hatte mit solchem Ungeziefer zwar noch keine Bekanntschaft gemacht, ob derlei oder anderes Getier anwesend war, erforschte er trotzdem erst gar nicht. Das Bett ließ er angesichts des Zustands des Waschkabinetts ungenutzt und schlief auf dem Boden auf seiner Isomatte in seinem Schlafsack, den er vorsichtshalber noch in seinen seidenen Herbergsschlafsack gestopft hatte. Ohnehin war er an dem Tag der einzige Pilger in der Herberge. Misslicherweise waren andere Pilger, die er später traf, ebenfalls vom Zustand der Herberge enttäuscht. Das ist sogar doppelt misslich, weil sie etappenmäßig eigentlich günstig gelegen ist und es sonst weit und breit ohnehin keine Alternative gibt. Jedenfalls damals nicht. Bis auf das Zelt. Aber darauf ist gleich noch zurückzukommen.

Der Weg nach Villersexel ist eigentlich nicht weiter erwähnenswert, ein Weg halt wie viele andere auch, und über einige Vorkommnisse dortselbst wird noch zu berichten sein.

Je ne comprend pas

Schwierigkeiten gab es also auf Adams Weg durchaus. Als größtes Problem kristallisierte sich mit der Zeit die Konversation mit den Ortsansässigen heraus. Was half es denn schon, wenn er sich angesichts seines unlegbar schwäbischen Idioms eines seinen Möglichkeiten entsprechenden Hochdeutchs befleißigte, wenn seine Gegenüber davon nichts, aber auch rein gar nichts verstanden? Spätestens nach Belfort war er in den französischen Stammlanden angekommen und deutsch war den Ortsansässigen schlichtweg völlig fremd. Was blieb, war die Rückbesinnung auf seine Schulzeit und seine damals erlangten Französischkenntnisse. Besser gesagt, seine Versuche solche Kenntnisse zu erlangen. Denn schon seinerzeit war Französisch nicht unbedingt seine Stärke, wobei die Frage nach seinen Stärken in der Schule hier nichts zur Sache tut. Da schweigt des Sängers Höflichkeit besser. Nur lag das ja nun eben auch schon mehr als 45 Jahre zurück. In der Zwischenzeit war ihm Französisch eher selten, wenn nicht überhaupt nie über die Lippen gekommen. Das war ein Fehler, wie er nun einsehen musste, aber wer weiß schon immer alles im Voraus. Deswegen unterrichten wir das ja, wird dem die versammelte Lehrerschaft entgegenhalten. Aber nun war es halt wie es war und es gäbe auf der Welt keine Geheimnisse mehr, wüsste man alles vorher.

Vor allem hatte der Zahn der Zeit vor seinem Schulfranzösisch ebenfalls nicht Halt gemacht, welches folglich nun eher einer Ruinenlandschaft glich. Bei Bedarf, also eigentlich ständig, wühlte Adam daher in den Schuttbergen seines französischen Wortschatzes. Bei seinen archäologischen Erkundungen musste er aber fast regelmäßig feststellen, dass die Teile, die er entdeckte, entweder nicht das waren,

wonach sie aussahen, was dann erst recht zu Verständigungsschwierigkeiten führte oder grammatikalisch nicht recht zusammenpassten, jedenfalls aber insgesamt für eine richtige Unterhaltung völlig ungenügend waren. Daher verkürzte er seine Mitteilungen an die Außenwelt auf ein Minimum. Ein einfacher Sprachführer für Touristen, den er in weiser Voraussicht trotz des zusätzlichen Gewichts mitgenommen hatte, unterstützte ihn dabei. Als weitere Hilfe stellte sich das eine oder andere Glas Rotwein beim Abendessen in den Herbergen heraus, welche verschlossen geglaubte Kammern seines Vokabelgedächtnisses öffneten, den Fluss seiner Erinnerung beförderten und damit auch Adams Zunge lösten. So wurden Unterhaltungen vereinzelt zumindest in einfacher Form möglich. Vereinzelt schon deswegen, weil Adam nach einer langen Tagesetappe in der Sommerhitze einen Krug kühlen Wassers meistens dem angebotenen Roten vorzog. Unterhaltungsmäßig war dieser Puritanismus daher zwar eher kontraproduktiv, den Durst überwiegend mit Wein löschen zu wollen, wäre aber seiner Wanderung am nächsten Tag mindestens ebenso unzutraglich gewesen.

Ein besonderes Problem war, sich abends telefonisch bei den Herbergen der nächsten Tage anzumelden. Adams Strategie dazu war einfach. Er legte sich zurecht, was er sagen und was er für den Fall der Zusage hören wollte. Alles andere übergang er mit »je ne comprend pas«, bis gegebenenfalls die Absage nicht mehr zu verleugnen war. »Je regrette, mais mon français est très rudimentaire«, war denn auch seine Standardfloskel.

Mit der Zeit wurde sein Französisch unter Zurhilfenahme seines schwäbischen Idioms allmählich jedoch besser: Frankreich: France, France-oise, die Französin. Schwäbisches Pferd: Gaul, französische Stute: Gaul-oise. Gîte: Herberge, Gitanne: Annes Herberge. Die Franzosen drehen nämlich manchmal auch die Wörter im Satz: Also nicht nächste Woche, sondern Woche nächste: la semaine prochaine. Tun daher die Füße weh, sind sie schon im Schwäbischen »malad«. Aber nicht deutschtümlich »Oh malad«, sondern eben umgedreht »malad oh«. Dieses »oh« klingt dann in französischen Ohren nach »au«, das heißt übersetzt an oder am. Nun sollte man eben noch sagen, wo es weh tut. Dazu muss man halt wissen, dass die Füße die »pieds« sind. »Malad oh pje«, das versteht der Franzose einwandfrei als »malade au pieds« und schon wird ein Stuhl gebracht. Bei »malad oh Dätz«, für Nichtschwaben ist der Dätz der Kopf, weiß der Franzose mit dem z zwar nichts anzufangen, interpretiert Dät aber richtig als »tête«, und bringt Aspirin fürs Kopfweh. Bestellt man einen Kaffee, kriegt man einen Mokka, der einen üblicherweise fast zum Herzkasper treibt. Dann deutet man mit dem Finger auf die Kaffeetasse und verlangt einen schwäbischen »Läperleskaffee«, also ein mit Milch auf Trinkstärke herabgesetztes und nach Kaffee schmeckendes Heißgetränk, das einen nach dessen Genuss aber am Leben lässt. Ungeachtet der merkwürdigen Aussprache versteht der Ober das Lä-per-les-kaffee einwandfrei als »Lait pour le café« und schon kriegt man eine Kanne Milch.

Dazu muss man wissen, dass in früheren Jahrhunderten die Franzosen auf ihrem Weg nach Moskau oder sonst wohin vielfach durch Adams schwäbische Heimat gezogen und teilweise auch länger geblieben sind, weshalb sich, abgesehen von den erwähnten Beispielen, eine Reihe von Worten und Redewendungen im Schwäbischen erhalten haben. »Mach keine Fissimatenten« als Ausdruck dafür, keine ungehörigen Anstalten zu unternehmen, geht so zurück auf die Aufforderung »Visite ma tente«, also »Komm in mein Zelt« französischer Offiziere an schwäbische Maiden. Wie man sieht, wird manchmal auch insofern der Blick zurück hilfreich, jedenfalls fremdsprachlich.

Unterwegs im Regen

Am Morgen inmitten der Natur aufzuwachen war für Adam zumeist ein wahres Vergnügen. Wenn die Sonne schien und die Vögel zwitscherten. Von seinem geliebten Campingbusle konnte er das ja eigentlich. Nur jetzt im Zelt war er sozusagen eben nochmal einen Schritt näher am Busen der Natur. Dass selbige an ihrem Busen aber auch derart viele Krabbeltiere nährt, war trotzdem ungewohnt und mindestens lästig. Zudem hielt sich das Vergnügen anfangs nach dem Aufwachen bloß bis zum Versuch, sich aus dem Schlafsack zu schälen. Dass ein Mensch an derart vielen Stellen Muskelkater haben kann, hatte sich Adam noch nicht einmal in seinen kühnsten Alpträumen vorstellen können. Trotz seiner ausführlichen Trainingslager. Fast könnte man sagen, dass er bis dahin noch nicht einmal wusste, dass ein Mensch überhaupt an derart vielen Stellen Muskeln hat. Aber, wach ist wach und was muss das muss, vor allem, wenn man mal muss. Tritt ins Freie, Freund, und wenn Du schon mal da bist, kannst Du auch gleich austreten, hörte er den Ruf der Natur.

Manchmal ging dieser Ruf aber im gleichmäßigen Rauschen des Regens, der auf sein Zelt prasselte, fast unter. Aufstehen und rausgehen oder liegenbleiben, das war dann die Frage. Der Muskelkater flüsterte ihm dann wie ein kleines rotes Teufelchen ein, dass es wohl besser sei liegen zu bleiben, bis der Regen aufhört. Die Versuchung im Trockenen und in der Wärme des Schlafsacks zu bleiben, ist da schon recht groß. Zumal es Adam ja auch nicht eilig hatte, was den Drang zum Ziel angeht. Ein anderer Drang stand da eher im Vordergrund. Der Ruf der Natur blieb damit unüberhörbar und drängte ihn trotz der Aussicht, seinen Abtritt im Regen verrichten zu müssen und so später mit durchnässtem Rücken frühstücken zu sollen, zum Austritt.

Trotz des an sich anzustrebenden literarischen Leseflusses muss hier aber der historischen Wahrheit willen unterbrochen werden.

Richtig ist nämlich allein, dass Adam tatsächlich mit Zelt loszog. Ultraleicht. Amerikanisches Modell. Super, bei schönem Wetter. Schon bei den ersten zaghaften Regentropfen musste Adam aber feststellen, dass Regenwetter für das amerikanische Ultraleichtzelt anscheinend nicht im Anforderungsprofil steht. Hatte er anfangs Feuchtigkeit am Zeltdach noch als kondensierte Atemluft abgetan, so wurde er beim ersten richtigen Regen eines Besseren belehrt. In Nullkommanichts rannen Wassertropfen an den Nähten entlang und sammelten sich am Tiefpunkt. Statt von dort aber, wie im Prospekt versprochen, durch das Netz zwischen Zelt und Bodenwanne wieder ins Freie zu entweichen, erwiesen sich die Tropfen in Adams Zelt insoweit aber von einer besonderen Widerwärtigkeit. Wenn sie nicht schon gleich von oben direkt in die wasserdichte Bodenwanne tropften, rannen sie weiter unten über jedweden Weg, den sie finden konnten, dorthinein. Und Wasser ist wie das Elend: Es findet immer einen Weg ins traute Heim. Im Gegensatz zum Zeltdach war die Wanne nun aber tatsächlich wasserdicht, so dass Wasser, das dort hineingeriet, auch darin blieb und alles durchnässte. Offensichtlich waren die Nähte am Zelt undicht und ließen das Wasser mehr oder weniger ungehindert durch. Deren Abdichtung hätte gewichtsmäßig wohl das Prädikat »Ultra« gekostet und das Zelt zur bloßen Light-Variante gemacht, so dass der Hersteller anscheinend darauf verzichtet hatte.

Auf dem Campingplatz in Villersexel nahm das Elend schließlich seinen letzten Anlauf. Hatten sich bis dahin nur einzelne Tropfen in Adams Zelt verirrt, die er noch als Kondenswasser oder als irregeleiteten Regen abtun konnte, so war es damit bei dem nächtlichen Gewitterguss endgültig vorüber. Adam war noch selig und müde nach langer Wanderstrecke bei gleichförmigem Getröpfel eingeschlafen. Irgendwann des Nachts kam er nach einem Donnerschlag zu sich. Er hörte den Regen auf sein Zelt prasseln, freute sich über sein trockenes Refugium und ... griff mit der Hand ins Nasse. Schlagartig war er hellwach. Seine am Zeltfirst aufgehängte Taschenlampe brachte die Wahrheit ans Licht: Auf seiner Isomatte lag er wie auf einer Hallig inmitten eines Ozeans aus Wasser. Seine Wäsche, der Rucksack, einfach alles im Zelt ein Opfer der Flut. Angewidert von derlei Ungemach gab sich Adam mit seiner

Lage auf der trockenen Insel seiner Isomatte zufrieden, knipste das Licht wieder aus, verschob den Rest des Nachdenkens und die Möglichkeit, sich deswegen zu ärgern, auf den morgigen Tag und schlief weiter.

Nachzudenken gab es dann aber wenig. Seine Habseligkeiten waren bis auf die Wanderstiefel und die Socken, die er außerhalb in der Zeltapsis abgestellt hatte, schlicht durch und durch nass. Sein Merino-T-Shirt hatte er anbehalten und seine Hosen lagen gottlob oben auf dem Rucksack und ragten so über den Wasserspiegel hinaus, so dass er wenigstens seine Blöße bedecken konnte. Auswringen war also angesagt. Dadurch war dann zwar die Hauptwasserfracht weg, nass und schwer war das ganze Zeug aber immer noch. Ein anderer Camper, ein Handwerker aus Bayern auf Montage, vernahm derweil Adams heftiges und lautes Fluchen und kam schließlich mit zwei Bautrocknern zur Hilfe. Nach zwei Stunden war sein Hab und Gut jedenfalls soweit abgetrocknet, dass er sich wenigstens wieder auf den Weg machen konnte.

Schon am Ortsausgang von Villersexel erwischte ihn jedoch gleich ein neuer Regenguss. In weiser Voraussicht hatte er seine Regenjacke schon an- und das Cape über den Rucksack gezogen. Aber der elende Regenschirm war bei dem Trocknungsmanöver irgendwo in den Tiefen des Rucksacks versunken. Geschickter Weise konnte er alsbald in einem Torbogen unterstehen und wurde so bloß halb nass. Während er dort nach dem verflixten Regenschirm nestelte, wurde ihm bewusst, dass ihn der neuerliche Regenguss ob seines Trotzes zurecht ereilt hatte. Aus lauter Zorn über das amerikanische Ultraleicht-Gelump von Zelt war er nach der Bautrocknersession und der damit verlorenen Zeit einfach nur verärgert losgestürmt. Ein Blick zum Himmel hätte ihn vielleicht vor dem Guss bewahrt, er aber hatte sich mit stierem Blick zu Boden und verhärtetem Seelenkostüm einfach bloß vom Ort seiner vermeintlichen Niederlage entfernt. Und als persönliche Niederlage hatte er sein Missgeschick schon empfunden. Denn seine ganze Planung über die weiteren Etappen und Übernachtungen war damit von jetzt auf gleich in Frage gestellt und schon fast zur Makulatur geworden. Klar und unmissverständlich war ihm so nämlich vor Augen geführt worden, dass seine ganze Planerei vergebliche Liebesmüh gewesen war. An Schlechtwetter hatte er natürlich gedacht, aber doch nicht so. Wer rechnet schon mit einem undichten Zelt? Er konnte nun ja nicht täglich den Wetterbericht studieren, ob eine Nächtigung im Zelt denn eventuell möglich sein würde. Zudem kannte er ja die Zuverlässigkeit von Wettervorhersagen aus seinem früheren Leben als Pilot. Hätte er da jedes Mal auf den Wetterbericht gehört, wäre er damals schon zum Fußgänger geworden: Die besten Flugtage wären ungenützt verstrichen, während er an anderen Tagen ins gröbste Schlamassel und Schlechtwetter eingeflogen wäre. Meteorolügen eben. Vor einigen Jahren war er mit Freunden in einer Cessna 172 zu einem Flug um die iberische Halbinsel aufgebrochen und dabei auch nach Santiago de Compostela gekommen. Am Morgen vor dem Weiterflug nach Lissabon musste neben dem Flugplan noch das Wetter gemacht werden. Das schien umso dringlicher als das Gewölk schon auf dem Weg zum Flugplatz in Santiago einen mindestens zwielichtigen, wenn nicht schon bedrohlichen Eindruck gemacht hatte. Im Wetterbüro studierte der diensthabende Meteorologe ausführlich seine Unterlagen und Satellitenbilder am Computermonitor und kam schließlich zu dem Schluss, dass der Flug vor der anrückenden Front noch möglich sei. Sie müssten aber gleich starten, weil spätestens in einer Stunde durch Regen und absinkende Wolkenuntergrenzen die Sichtminima für ihren Flug nicht mehr gegeben seien. Derweil hatte es draußen aber schon dermaßen zu regnen angefangen, dass das Wasser in Sturzbächen an den Fenstern herabliep und sie aus dem Wetterbüro nicht einmal mehr ihr Flugzeug auf dem Vorfeld erkennen konnten.

Zwei Tage brauchte er anschließend, um seine Sachen zu trocknen. Die deutsch-schweizerischen Herbergseltern in Les Gambes bei Filain, seiner nächsten Station, hatten insoweit ein Einsehen und gewährten ihm neben Obdach auch die Möglichkeit seine Utensilien auch am Folgetag unter dem großen Vordach ihres Bauernhofs zu trocknen. Versüßt wurde ihm der verlängerte Zwischenstopp durch einen Apfelkuchen, der schon allein einen längeren Aufenthalt gerechtfertigt hätte. Damit war nun

aber auch das Urteil über das Zelt gesprochen. Zwei weitere Tage später ging es am nächsten Postamt, an dem er vorbeikam, zusammen mit der Isomatte zurück nach Hause. Das war zwar seiner Freiheit übernachten zu können, wo er wollte, ab-, der zu tragenden Last aber zuträglich, indem ihm zusammen mit anderen nicht mehr erforderlichen Gegenständen weitere rund anderthalb Kilo von den Schultern genommen waren. Und diese Erleichterung wog den Verlust an Freiheit durchaus auf, wie er anschließend tagtäglich feststellen konnte. So musste er sich jetzt zwar stets um ein Nachtquartier kümmern, hatte dafür aber auch meist ein ordentliches Bett zum Schlafen. Und das war gegenüber der schon aus Gewichtsgründen ziemlich dünnen Isomatte und dem harten Untergrund im Zelt von nicht geringem Vorteil: Denn lass Dich nicht täuschen, auch wenn die Wiese in der Abendsonne weich und kommod aussieht, tatsächlich ist sie hart und der Bequemlichkeit nur wenig zuträglich. Ist sie es nicht, ist sie weich und wahrscheinlich sumpfig und schon deswegen zur Nächtigung eher nicht geeignet.

An solchen Regentagen, wie dem heutigen, erschien ihm der Weg auf seiner Tagesetappe noch länger als sonst. Und das nicht nur dem Ende zu, sondern bereits von Anfang an. Ein Wandertag im Regen setzt so die schon angesprochene Relativität der Wegzeit, wenn schon nicht vollständig, so doch ursprünglich und von Anfang an außer Kraft oder kehrt sie sogar um. Dann dehnt sich nämlich nichts dem Ende zu, vielmehr dehnt sich alles und zwar schon mit den ersten Tropfen. Ist anfangs die Zeit noch mit ausführlichen Fragen über den voraussichtlichen Beginn des eigentlichen Regens und die eventuelle Notwendigkeit von Schutzmaßnahmen ausgefüllt und damit die Zeit bis zum Regen in der Schau voraus noch relativ lang, so verdichtet sie sich mit zunehmender Intensität des Getröpfels, wobei die zuvor mit derartigen Gedanken ausgefüllte Zeit als verloren und vergeudet begriffen wird. Das gilt jedenfalls ab dem Zeitpunkt, wo die Nässe ihren Weg über das ungeschützte Haupt und den Hals in die weiteren Bereiche darunter findet. Spätestens ab da ist die Zeit stets viel zu kurz, um noch angemessene Gegenmaßnahmen zu treffen. Die besondere Widerwärtigkeit des Wetters liegt dabei nämlich vielfach darin, nicht allmählich vom Getröpfel zum Regen überzugehen, sondern praktisch ohne Vorwarnung schon als Guss zu starten. Das gilt besonders in dem Fall, dass man mit seinen Vorbereitungen im Verzug oder das Regenzeug im Rucksack nicht obenauf, sondern irgendwo in dessen tieferen Regionen verstaubt ist. So sieht man zwar zumeist, dass sich was zusammenbraut, bis man aber erkennt, dass es dringlich wird, ist dann oft eh schon alles zu spät. Adam hatte sich deshalb aus misslicher Erfahrung angewöhnt, sein Rucksackcape und seinen Regenschirm in einer Außentasche des Rucksacks und seine Regenjacke in der Innentasche obenauf zu deponieren. Alles an seinem Platz. So tat er sich beim Suchen, vor allem aber beim schnellen Finden bedeutend leichter. Bei seinem Regenschirm hatte er diese weise Voraussicht aber nach dem ganzen Ungemach auf dem Campingplatz in Villersexel ganz offensichtlich fehlen lassen.

Eingedenk solcher Überlegungen wartete Adam in seinem Torbogen den größten Regen ab und machte sich dann beschirmt erneut auf den Weg. Nun stimmten Takt und Timing wieder. Noch bevor es jeweils anfangs ärger zu regnen, zeigte sich ihm eine Unterstellmöglichkeit. Einmal sogar mitten im Wald. Kaum dass es zu tröpfeln begonnen hatte, sah er voraus am Weg eine Jagdhütte mit Dachüberstand, wo er den Regen über die nächsten zwei Stunden auf einem Holzstoß aussitzen konnte. Sogar für ein Nickerchen nach der miserablen Nacht reicht es. Vor dem danach folgenden Regen war er gerade in einem Dorf angekommen. Die Kirche war zwar geschlossen, er konnte sich aber rechtzeitig in einem Carport unterstellen. Beim nächsten Mal erreichte er das kurz voraus liegende Dorf wegen des unvermittelt einsetzenden Regens zwar nicht mehr, eine Strohhemise bot ihm aber Unterschlupf. So kam er dank der Fürsorge von Jakobus eigentlich fast trocken durch den übrigen Tag bis Filain.

Soviel zur Unterbrechung.

Zu bemerken ist bloß noch, dass Adam das Zelt aus besagten Gründen danach faktisch zwar alsbald zurückgeschickt hat, es aber trotzdem hier und da in der Erzählung wieder auftaucht. Das ist nun

jedoch keine spukhafte Wiederkehr oder mangelnde erzählerische Konsequenz, sondern dem Umstand geschuldet, dass hier kein Reisebericht erstattet wird. Die Dinge des äußeren Lebens vollziehen sich stets auf dem Zeitpfeil in exakter Reihenfolge, die Dinge des inneren Lebens, des Geistes und der Seele sind daran jedoch nicht gebunden und ereignen sich, wann, wo und wie sie wollen. So geschehen hier Ereignisse und Begegnungen mit Personen oder Umständen eben nicht zwangsläufig an konkreten Orten zu fortlaufender Zeit in gegebener Folge, sondern ordnen sich vor dem inneren Horizont auch mal völlig neu. Das nennt sich dann wohl erzählerische Freiheit oder auch Dramatik.

Nun ist aber genug mit Unterbrechung.

Ein Marsch im Regen und die Pausen des Unterstellens beförderten verblüffender Weise Adams Denkvermögen. Nicht nur die Frage des rechtzeitigen Rüstens, vor allem der Weg im Regen selbst regte seine Gedankentätigkeit an, die dabei schon fast eigentümliche Kapriolen schlug.

Das Blue-Jeans-Gleichnis

So kam ihm auch in den Sinn, dass sich ein Weg im Regen vollständig anders verhält als früher eine Jeans. In seinen Jugendjahren gab es nämlich bei Jeans noch kein preshrink oder bleaching. Eine Bluejeans war damals schlicht blau, wie der Name sagt. Indigoblau. Und zwar überall gleich. Die helleren Stellen an den Hosentaschenrändern, auf den Oberschenkeln und am Hinterteil erhielt sie erst durch den Gebrauch. Außerdem war sie beim Kauf trotz eigentlich richtiger Größe immer relativ zu groß und zu weit. Dieses Übermaß verlor sie erst durch den Gebrauch oder richtiger durch die Wäsche nach dem Gebrauch: Die Jeans ging ein. Und das musste sie auch, um die richtige Passform zu erlangen. Wer also den Anschein einer neuen Jeans vermeiden wollte, hätte die neue und ungebrauchte Jeans erst einmal waschen müssen. Keine Mutter aus dem Kreis von Adams Freunden hätte sich damals aber für ein derart widersinniges Treiben hergegeben. Adams Mutter schon zweimal nicht. Eine neue und damit saubere Hose zu waschen, so ein Quatsch! Als ob sie sonst nichts zu tun habe! Das kam also nicht infrage. Und die blaue Farbe auf der Haut ging ja beim Waschen wieder weg. Außerdem wäre die Jeans durch das Einlaufen bei der normalen Wäsche bloß insgesamt kleiner geworden, das aber überall gleich. Gepasst hätte sie damit noch immer nicht, vor allem nicht richtig. Auch die helleren Stellen auf den Oberschenkeln waren so nicht zu erreichen. Sie wäre durch die Wäsche nur insgesamt heller geworden, weil ausgefärbt. Um eine perfekte Jeans zu bekommen half deshalb nur eins: Heißes Wasser in die Badewanne, die neuen Jeans anziehen und rein in die Wanne. Und dann mit Scheuerpulver und Wurzelbürste die Hose an den notwendigen Stellen bearbeiten. Wenn das Wasser kalt war, war auch die Hose fertig. Und hatte nach dem Trocknen eine Passform, die wie angegossen saß. Gürtel? Blödsinn! Die Jeans sitzt jetzt wie eine zweite Haut. Gürtel und Hosenträger sind was für Leute mit Schmerböuchen. Für die Alten halt, aber doch nicht für uns. Die Alten trugen eh keine Jeans oder Nietenhosen, wie sie von denen verächtlich genannt wurden. Die trugen ihre Einheitsschnittosen. Mit Bügelfalte. Oder nach längerem Gebrauch mit ohne Bügelfalte. Aber stets mit Hosenträger oder die Fescheren mit Gürtel. Aber wir, die Jungen, wir doch nicht. Wir trugen Bluejeans. Mit ohne Gürtel!

Im Gegensatz zur Bluejeans weitete sich Adams Weg aber anscheinend bei Nässe, das heißt er wurde bei Regen länger. So schien es ihm jedenfalls. An solchen Tagen schrumpfte ihm in seiner Vorstellung selbst Mao-Tse-Tung's Langer Marsch im Vergleich zu seiner eigenen Wegstrecke zu einem Spaziergang und seine Wanderung grenzte sonach eher an Selbstkasteiung als an ein seelisch erhebendes Durchschreiten der Natur. Da er sich aber keiner Schuld bewusst war, schien ihm derlei Ungemach doppelt ungerecht. In seinem Selbstmitleid sah sich Adam dann von aller Gnade ausgeschlossen. Und

da er keine Lust hatte, sich deswegen weder vor sich selbst noch vor jemand anderen zu rechtfertigen, trottete er halt gesenkten Hauptes schlicht weiter auf seinem Weg, zumal er sich das alles selbst so ausgesucht hatte, und dachte vorsichtshalber gar nichts, da er sich dabei sonst wohl in Verwünschungen, Flüchen und Selbstanklagen ergangen wäre. Sein gesenktes Haupt war dabei weniger ein Zeichen der Demut als der Versuch, eindringendes Wasser auf dem Weg über Gesicht und Hals zu vermeiden. Dagegen half oft auch sein Regenschirm nicht dauerhaft, jedenfalls nicht, wenn der Regen waagrecht kam. Statt mit einem unförmigen Regenponcho hatte er sich nämlich damit und einer Regenjacke sowie einem Regencape für den Rucksack ausgestattet. Die Idee war zwar an sich gut, aber gegen Regenschauer half auf die Dauer trotzdem nur Unterstellen. Dort im Unterstand traf er später vereinzelt auch Ponchoträger, die darunter vom eigenen Schweiß aber meist nasser schienen als darüber. So gesehen war Adam mit seinem Schirm gar nicht so übel dran. Zuzugeben ist jedoch, dass im Wald oder im schwierigen Gelände, wo man gerne die Hände für die Wanderstöcke gebraucht hätte, der Regenschirm eher hinderlich war. Andererseits war im Wald, im Unterholz oder im Gestrüpp für den Regenschirm ohnehin kein Platz, so dass sich das Problem so meist von selbst erledigte. Im Unterholz oder Gestrüpp wäre aber auch mit einem Poncho nicht viel anzufangen gewesen, wollte man ihn nicht an Ästen, Dornen oder anderen Widerhaken zerfetzen. Adams Anorak aus Klimatex-Stoff mit Kapuze half in solchen Fällen.

Von erhabenen Gefühlen beim Durchschreiten der Natur war an solchen Regentagen also regelmäßig keine Spur. Allerdings blieben auch die erwähnten geistigen Kapriolen nicht aus. Allen äußeren Widerigkeiten zum Trotz weigerten sich nämlich derweil anscheinend Teile von Adams Bewusstsein solche Unzulänglichkeiten mit seiner aktuellen Befindlichkeit in Übereinstimmung zu bringen. Manchmal war die Kapriole sogar sein Normalzustand. Selbst wenn der Regen waagrecht kam, nahm er das dann hin, obwohl das seine Strategie zur Regenjacke, kombiniert mit einem Regenschirm, ziemlich gründlich unterminierte. Er war dann halt nass wie ein Hund und zwar von oben bis unten.

An einem solchen Tag waagrechten Regens zwischen Conques und Livinhac-le-Haut war Adam nicht nur nass, sondern klatschnass, durch und durch. Sogar im Rucksack war trotz Cape und Regenschirm alles außerhalb der üblichen Plastiktüten nass, wie Adam in der Herberge in Livinhac feststellen musste. Gleichwohl war er während seines Marschs im Regen von einem fast eigentümlichen Gefühl der Überlegenheit oder Unanfechtbarkeit getragen. Dabei hatte er in weiser Voraussicht gleich den direkten Weg zur Chapelle Saint-Roch über die Landstraße eingeschlagen. Den Umweg des in den Führern ausgewiesenen Wegs über Noailhac und bestenfalls versumpfte und schmierige Trampelpfade brauchte er nun wirklich nicht. Im Abwarten des Endes des Regens inspizierte er in der Kapelle seine Wäsche. Alles völlig durchnässt, stellte er fest. Nun gut, weiter wie auf die Haut sei noch niemand nass geworden, erst wenn der Regen tiefer treffe, laufe etwas grundsätzlich falsch, tröstete er sich. Soweit war es aber offensichtlich nicht. So wechselte er in der Kapelle wenigstens seine nassen Socken, um beim Weitergehen wegen aufgeweichter Fußhaut nicht in die Bredouille zu kommen. Inzwischen war eine Pilgerin angekommen und hatte sich einen Platz weiter vorne in der Kapelle ausgesucht. Nachdem sie dort ihre Sachen versorgt hatte, fing sie an zu singen. Anfangs war es nur ein Wispern oder Flüstern, das aus verschiedenen Richtungen zu kommen schien. Adam schob es daher zuerst den Mauerseglern oder Schwalben zu, die auch in der Kapelle Zuflucht gesucht hatten. Schließlich füllte aber ihr Gesang die Kapelle, ohne dabei aufdringlich oder laut zu wirken. Ihre Stimme schwebte vielmehr im Raum, mal deutlich inmitten, mal leichthin in die Ecken laufend, dann wieder fast den Boden berührend, um von dort sich erneut nach oben ins Gewölbe zu den Vögeln auf den Gesimsen zu verflüchtigen. Esoterisch oder keltisch oder wie auch immer, ihr Gesang nahm Adam völlig gefangen. Nass wie ein begossener Pudel lauschte er diesen Klängen und vergaß dabei seine nassen Klamotten und den Regen, der draußen wieder eingesetzt hatte. Bis er begriff, dass sie zu singen aufgehört hatte, war sie auch schon aus der Kapellenpforte hinaus.

Soviel zu diesem Vorgriff auf den Weg hinter Le-Puy-en-Velay, aber der oft waagrecht kommende Regen über den ganzen Tag auf dem Weg von Villersexel nach Filain macht eben auch insoweit jede zeitliche Grenze fließend. An solchen Tagen stellte er weder sich noch dem Weg irgendwelche Fragen. Nicht zuletzt neigte der Wanderpfad dann häufig auch recht schnell zur Versumpfung und es erforderte allein schon deswegen einer gehörigen Portion an Achtsamkeit, um darauf nicht auszurutschen oder in verborgenen Wasserlöchern zu stranden. Frage: Warum verfüllt der Franzose solche Wasserlöcher nicht mit Kies oder Dreck? Antwort: Er wartet stattdessen, bis die Pilger das Wasserloch mit ihren Stiefeln leergeschöpft haben und spart sich so die Arbeit. Das Credo der Wanderführer über unbefestigte, angeblich fußfreundliche Wiesen- oder Waldpfade war unter diesen Bedingungen für Adam erst recht nicht nachzuvollziehen. Schon unter normalen Bedingungen hatte er inzwischen die Segnungen des befestigten Weges gegenüber den sonstigen Pfaden mit Wurzelfallen, Stolpersteinen und durch hohes Gras verdeckten Wasserlöchern zu schätzen gelernt. Das hatte wohl schon die Römer bewegt und zum Straßenbau und damit zur infrastrukturellen Zivilisation getrieben.

Solche Regentage heißen nun jedoch nicht, dass Adams Pilgerschaft vom Monsun geprägt gewesen wäre. Im Gegenteil. Hätte er sich an solchen Tagen aber gefragt, was er denn eigentlich hier soll, hätte er sich wohl nur selbst mit unflätigen Antworten bedacht. Fragen an den Weg kamen ihm so noch nicht einmal in den Sinn. Antworten gab ihm der Weg bislang ohnehin keine, ob mit oder ohne Frage. Es war anscheinend der schweigsamste und verschwiegenste Weg überhaupt.

Verwünschung eines Autos und ein Langhaariger am Baum

Beladen wie ein Esel zog Adam auf seinem Weg also dahin. Der Weg war ihm bisher trotzdem schon richtiggehend ans Herz gewachsen, bildete ihm fast schon eine neue Heimat, sein Zuhause. Klar, es waren stets neue Kilometer, neue Gegenden, eben ein neuer Weg, der sich mit jedem Schritt vor ihm auftat. Zugleich war es für ihn aber doch auch irgendwie immer der gleiche Weg, eben sein Weg.

War ihm anfangs noch das Wetter hold gewesen, hatte es nun angefangen zu regnen, zwar nicht ständig oder übermäßig heftig, aber doch so oft und ausdauernd, dass es zum Nasswerden jederzeit reichte. Schließlich hatte er buchstäblich keinen trockenen Faden mehr am Leib. Zu allem Elend führte ihn der Weg nun auch noch an einer Straße entlang. Nicht, dass sie besonders stark befahren gewesen wäre, aber jedes vorbeikommende Auto spritzte ihn nun auch noch von der Seite her nass.

Ein Lastwagenfahrer nahm seine ihm anscheinend obliegende Spritzpflicht besonders genau und duschte ihn von oben bis unten ab. Adams Seelenkostüm war auf diese Weise mehr als hinreichend strapaziert. Es gelang ihm schließlich aber trotzdem seinen aufwallenden Zorn ob des ihm so widerfahrenden Ungemachs hinunter zu schlucken. Schlimmer geht's eh nimmer, dachte er. Aber es ging schlimmer. Schlimmer geht immer! Er passierte gerade eine Wasserpfütze von der annähernden Größe eines Weihers, da näherte sich ein Auto, noch nicht einmal besonders groß, ein Mittelklassewagen. Aber statt, dass es nach rechts zur Straßenmitte hin auswich, was der fehlende Verkehr ohne weiteres zugelassen hätte, blieb es stur auf seiner Spur. Die führte es aber genau mitten in die Pfütze. Adam bekam also die volle Schlamm-packung ab. Das brachte das Fass dann doch zum Überlaufen. »Gotteshimmelheilandsjenseitskruzefixallmachtssakramentleckmichamarschaberau«, brach es schwäbisch aus ihm heraus, »dr Blitz soll di treffa, du Schöpfsegel, du trauriger!«

Völlig ungerührt fuhr das Auto weiter. Adam war noch mit einer genaueren Schadensaufnahme an sich befasst, da hörte er einen Knall, ein Krachen und Knirschen. Er blickte auf und sah das verfluchte Auto hundert Meter weiter im Straßengraben liegen. Das hast du nun davon, war sein erster hämischer Gedanke. Trotzdem ging er los nachzuschauen, was denn passiert sei. Als er sich dem Fahrzeug näherte, sah er, dass das Auto bis auf die Front fast unbeschädigt war, es aber aus dem Motorraum herausdampfte. Kühler kaputt, konstatierte er. Die Türen waren zu. Im Auto sah er niemanden. Auch daneben war niemand. Verwundert blickte er um sich. Vielleicht zwanzig Meter weiter in der Wiese neben der Straße lehnte eine Person an einem Baumstamm. Adam ging auf sie zu. Im Näherkommen erkannte er einen vollbärtigen jungen Mann von vielleicht fünfundzwanzig oder dreißig Jahren, mit langen, dunkelblonden, fast braunen, nur ganz leicht gewellten und bis über die Schultern reichenden Haaren, die er mittig gescheitelt trug. Angetan war er mit einem naturweißen, grobgewirkten Baumwollkittel mit dunkelblauen Stickereien an Kragen, Halsausschnitt und Ärmelmanschetten über einer ebensolchen weiten Hose, welche nur bis knapp oberhalb der Knöchel reichte. An den sonst nackten Füßen hatte er einfache Sandalen aus Leder, ähnlich den bekannten Badelatschen oder Flipflops. Über die Schulter gehängt trug er eine einfache buntgestreifte Inkatasche. So stand er da, an den Baum gelehnt und drehte sich sorgfältig eine Zigarette aus seinem Tabakbeutel, was anscheinend seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Dabei schien er Adam nicht zu bemerken.

Als Adam näherkam, wunderte er sich noch über das trockene Outfit des Jünglings und sah dann dessen sonnengebräunte, fast bronzene Hautfarbe auf einem edlen, klar geschnittenen, offenen und sympathischen Gesicht. Irgendwie erinnerte ihn das an das Aussehen eines blaugewandeten Tuareg, den er vor Jahren einmal im Süden Marokkos in einer Oase am Rand der großen Wüste kennengelernt hatte.

Aber was heißt da Wüste? An jenem Tag wollte er durch die Wüste bis in besagte Oase fahren. Das gestaltete sich aber kurz vor dem Ziel als recht schwierig, weil die Wüste unter Wasser stand. Genauer gesagt führte die Piste durch ein Wadi, das auf einer Breite von vielleicht 20 Meter knietief überflutet war. Anscheinend hatte es in den Bergen geregnet. Er war das nicht, entschuldigte er sich vor sich selbst, da er seinen kleinen Holzkohlegrill zwar dabei, ihn aber seit Tagen nicht benutzt hatte. Rundrum war alles knochentrocken, aber die Furt war eben nicht passierbar. An ein Durchkommen war so nicht zu denken, zumal ein Schweizer mit seinem alten Citroënlieferwagen, jener mit der Wellblechkarosserie, bereits mit ertrunkenem Motor im Wasser stand. Darauf wollte es Adam mit seinem T3-VW-Busle denn doch nicht ankommen lassen. Andererseits hatte er tags zuvor gehört, dass gerade an dem Tag Tuaregs mit einer Kamelkarawane aus dem Süden in der Oase ankommen sollten. Dieses Schauspiel wollte er sich nicht entgehen lassen, wenn er denn schon mal in der Gegend war. Aber schon der Schweizer saß mitten in der Furt fest und war weder mit vereinten Kräften noch mit dem Abschleppseil von der Stelle zu bewegen. Da es sonst nichts zu tun gab, machte es sich Adam auf seinem Klappstuhl am Ufer gemütlich, betrachtete den Stand der Flut und wartete auf den Ablauf der Wasser. Später am Abend kam er dann doch noch in der Oase an und traf besagten blaugewandeten Tuareg.

Indem Adam sich weiter näherte, hob der Langhaarige nun den Kopf und blickte auf. Mit braunen Augen unter schmalen Brauen, die ihn kurz ansahen, ihn anscheinend erkennend ansahen und deren Blick ihn seltsam berührte. Adam nahm an, dass er in dem Wagen gesessen habe, grüßte den jungen Mann landestypisch mit »Bonjour« und fragte, was denn passiert sei und ob er verletzt sei. Der blickte ihn aber nur verständnislos an.

»Na da, la voiture la bas, das Auto da unten,« sagte Adam und zeigt auf das Unglücksfahrzeug. »Un accident, ein Unfall. Waren Sie in dem Auto?«

»Moi, ich«, erwiderte der junge Mann fragend. »Mais non, aber nein. Ich dachte, Du seist mit dem Auto unterwegs gewesen und wundere mich gerade, dass Du beladen wie ein Esel mit Sack und Pack zu Fuß daherkommst.«

»Nein, nein«, protestierte Adam. Er sei an der Straße entlang gegangen und habe dann den Unfall bemerkt.

»Ach ja, richtig«, bemerkte da der Langhaarige. »warst nicht Du es, der dem Fahrzeug gewünscht hat, dass es der Blitz treffen möge? So ist es denn wohl geschehen. Und da liegt das Auto nun halt im Straßengraben.«

Adam kam diese Antwort reichlich merkwürdig vor. Seine Verwünschung war ihm noch durchaus gegenwärtig, woher der Jüngling davon aber etwas wissen konnte, war ihm dennoch schleierhaft. Zwar hatte er es dabei nicht an der nötigen Lautstärke fehlen lassen, die, wie er wusste, durchaus auch ohne Mikrophon eine vollbesetzte Festhalle füllen konnte, aber selbst, wenn der Jüngling im Auto gesessen wäre, hätte er seine Tirade wohl nur schwerlich hören können. Desungeachtet überraschte ihn die wohlklingende Stimme des Langhaarigen. Voll und fast tief, ein ordentlicher Bariton, wie ihm schien. Dabei war der Jüngling von der Statur her mit einer Größe von vielleicht 1,75 m und wohl nicht wesentlich mehr als vielleicht 70 kg eher schwächling. Naja, schwächling halt im Vergleich zu Adam, zwar kein Hungerhaken, aber doch schlank, sogar fast sehr schlank. Aus der Körperfülle konnte seine Stimmlage also nicht kommen, das stand jedenfalls fest. Dabei war seine Stimme gleichwohl fast sanft, weich, trotzdem aber sehr männlich. In ihrer Weichheit war sie ungemein freundlich, ja einladend, auffordernd, fast schmeichelnd, in ihrer Männlichkeit andererseits aber auch bestimmt und gewiss, ohne irgendwie abweisend oder beherrschend zu sein. Adam war verblüfft ob dieser Fülle von Eindrücken.

Derweil ging er wieder näher an das Auto heran, sah hinein, es war aber nach wie vor leer, die Türen und Fenster geschlossen. Adam blickte ratlos zu dem jungen Mann, der weiter gelangweilt an seinem Baumstamm lehnte und inzwischen seine Selbstgedrehte rauchte. Er suchte noch die Umgebung ab, jedoch da war sonst niemand.

»Da ist sonst niemand«, rief er dem Raucher zu und breitet die Arme aus. Der zuckte mit den Achseln, sagte nichts und rauchte weiter. Adam ging auf ihn zu und wiederholte, il n'y a personne là bas. »Ah oui, j'ai compris. Ja, ja, ich hab's verstanden. Da ist sonst niemand. Na und, was soll's?«, erwiderte der.

»Aber irgendwer muss doch das Auto gefahren haben«, insistierte Adam.

»Also ich war es nicht. Du anscheinend auch nicht. Ich weiß darum nicht, was Du deswegen so ein Tamtam machst. Natürlich, irgendwer wird das Auto gefahren haben. Und jetzt ist der nicht da. Na und? Es war schon oft jemand nicht da, wo er hätte sein sollen. Trotzdem ist die Welt nicht untergegangen.«

Adam erwiderte darauf nichts. Was hätte er da auch sagen sollen? Wo er denn herkäme, fragte er schließlich den jungen Mann.

»Von dort«, antwortete der, hob dabei leicht den Kopf und zeigte mit dem Kinn in die Richtung, aus der Adam kam.

»Ach was«, bemerkte Adam erstaunt, »da komme ich auch her. Ich gehe schon seit Stunden an dieser Straße entlang, aber mir ist dabei sonst niemand aufgefallen.«

Er sei auch erst wenig oberhalb darauf gestoßen, gab der Jüngling zurück.

Ob er hier aus der Nähe sei, wollte Adam daraufhin wissen.

»Eigentlich nicht.«

Adam verwies auf dessen rudimentäre Ausrüstung, was eine Herkunft oder zumindest ein Ziel in der Nähe nahelege.

»Du beobachtest scharf, schließt aber zu kurz«, antwortete der Langhaarige. »Tatsächlich komme ich von weit und will noch weit. Aber das gehört erst mal nicht hierher. Und wo kommst Du her? Von hier bist Du jedenfalls auch nicht.«

Adam gab daraufhin an, wo er herkäme und seit wann er schon unterwegs sei. Sein heutiges Ziel sei eine Herberge in Les Gambes bei Filain, das seien wohl nur noch ein paar Kilometer. Gottseidank habe es aufgehört zu regnen, so dass die Strecke dorthin bloß noch ein Klacks sei.

Noch bevor er weiter etwas sagen konnte, fragte ihn der Langhaarige, ob er sich ihm für heute anschließen dürfe.

Ja natürlich, gerne, gab Adam zur Antwort und schulterte seinen Rucksack mit seinem üblichen Ojeoje-Wehklagen.

Was denn das für ein Gejammer sei, wollte der Langhaarige da wissen.

»La vie est dure et mon sac à dos est lourd«, stöhnte Adam. Das Leben sei hart und der Rucksack schwer, soviel Französisch durfte dann doch sein.

»Ja, wenn das so ist. Dann gehen wir halt mal los«, schlug der Langhaarige vor, er selbst wolle nach Filain, das sei rund fünf Kilometer vor Adams Ziel.

»Und was ist mit dem Auto«, wollte Adam wissen.

»Du und Dein Auto. Was soll schon damit sein? Es liegt halt im Straßengraben. Dir und mir gehört es ja nicht. Und sonst ist niemand da, wie Du selbst festgestellt hast. Soll sich darum kümmern, wer mag. Also, gehen wir los, damit wir noch vor der Nacht ankommen.« Das Angebot des Langhaarigen, ihm auch eine zu drehen, lehnt Adam dankend ab. Er sei Nichtraucher und auch sonst ein glücklicher Mensch.

Giosuè

So gingen sie schließlich miteinander von diesem seltsamen Ort fort und ein Wort gab das andere. Ob er in Filain daheim sei oder wohin er sonst gehe, fragte Adam den Jüngling.

»Ach weißt Du, ich nehme mir manchmal die Zeit jemanden auf seinem Weg zu begleiten. Am liebsten Jakobspilger. So gesehen sammle ich Pilger wie andere Pilze. Mich fasziniert, wie sie jeweils sich und ihren Weg sehen. Dabei sollte man doch meinen, dass so ein Weg für alle derselbe sei. Aber nichts weniger als das. Und heute habe ich nun Dich getroffen. Schon dass Du Dir Santiago de Compostela als direktes Ziel vorgenommen hast, ist beeindruckend. Und zudem auch so weit weg. Ich schätze, Du wirst dafür drei oder vier Monate auf Pilgerschaft sein. Die meisten, die ich hier in Frankreich treffe, sind allenfalls zwei oder drei Wochen unterwegs. Und hier in diesem Eck sind es sowieso nur einzelne, die den Weg gehen. Wenn, dann trifft man eine größere Schar von Pilgern erst auf der Via Podiensis von Le-Puy-en-Velay bis zu den Pyrenäen. Dass einer ein solch fernes Ziel dann auch noch alleine angeht, schien mir doch zu verführerisch. Darum habe ich mich an den Baum gestellt.« Woher er denn wisse, dass er nach Santiago wolle, wollte Adam daraufhin wissen, bisher habe er davon noch gar nichts gesagt.

»Na hör mal«, erwiderte der Langhaarige, »wir sind hier auf dem Jakobsweg unterwegs. Mit Deinem Riesenrucksack siehst Du nicht gerade aus, wie einer der bloß mal zum Zigarettenholen geschwind aus dem Haus ist. Zudem hast Du da doch eine Muschel an Deinem Rucksack hängen oder irre ich mich?«

»Auch Sie beobachten anscheinend genau«, gab Adam zurück, »aber Sie haben recht. Ich will nach Santiago. Im Südwesten von Deutschland, von meiner Haustüre in E. bin ich losgezogen. Das liegt bei T. oder etwas südlich von Stuttgart.«

»Die Gegend kenne ich sogar. Da wohnst Du quasi in der Diaspora. Katholisch gesehen. Lauter Protestanten, Evangelikale und noch strenger Gläubige rundherum. Auch *Hermann Hesse* stammte doch aus der Gegend, wenn ich mich nicht irre. Du musst Dich übrigens nicht mit Deinem Französisch abquälen. Ich spreche ganz gut deutsch«, gab der Langhaarige bekannt.

»Ach was«, gab Adam zurück, »und das sagen Sie mir erst jetzt und lassen mich stundenlang auf

Französisch radebrechen.«

»Naja, so lang und so schlecht war es denn auch wieder nicht. Außerdem kannte ich Dich vorhin noch nicht. Jetzt ist das wieder anders. Wir gehen ja schon eine ganze Weile miteinander. Da sind wir doch schon fast alte Bekannte.«

Adam ließ das erst einmal unkommentiert so stehen.

Nachdem sie ein ganzes Stück weitergewandert waren, wollte Adam schließlich wissen, wie er denn eigentlich heiÙe, er habe den Namen wohl vergessen oder überhaupt vergessen danach zu fragen.

»Lach nicht, aber meine Eltern waren sehr christlich und haben mich auf den Namen Giosuè getauft, was sogar bei uns in Italien reichlich ungewöhnlich ist«, erwiderte der Langhaarige.

»Ach, Sie sind Italiener?«

»Naja, irgendwie ja, aber eigentlich doch nicht. Das ist jedoch eine ganz lange Geschichte. Aber Adam, hör mal, willst Du mich nicht auch endlich duzen. Wir sind jetzt schon fast eine Stunde miteinander unterwegs und Du siezt mich noch wie zu Beginn. Wir sind doch nicht bei Dir im Büro. Dort magst Du ja zurecht auf Distanz geachtet haben. Aber doch nicht hier unter uns Pilgern auf dem Jakobsweg.«

Adam staunte über die Kenntnis des Langhaarigen über seinen früheren Umgang mit den Bürokollegen. Noch mehr wunderte ihn, dass der seinen Namen kannte, da er sich sicher war, ihn dem Langhaarigen gegenüber bisher noch nicht erwähnt zu haben. »Hoi (was auf Schwäbisch ungefähr einem »Hi« entspricht) Giosuè, freut mich Deine Bekanntschaft gemacht zu haben. Ich heiÙe Adam, aber das weißt Du ja schon. BloÙ woher, frage ich mich, ich habe meinen Namen nämlich bisher noch gar nicht erwähnt.«

»Ach, hast Du nicht?«

»Nein, habe ich nicht.«

»Aber Du heißt doch Adam?«

»Ja, natürlich. Hab´ ich ja eben gesagt.«

Na, dann sei ja alles in Butter, gab Giosuè zurück und ignorierte Adams fragenden Gesichtsausdruck.

»Deine Eltern waren wohl auch recht bibelfest?«

Das wohl wieder eher weniger, erwiderte Adam, so genau wisse er das aber gar nicht.

»Was heißt das nun wieder?«

Das heiÙe, dass er das nicht wisse. Es gebe da ohnehin viel, was er nicht wisse, aber vielleicht wissen sollte. Nur habe er nie danach gefragt, antwortete Adam.

Was ihn denn am Fragen gehindert habe, wollte Giosuè daraufhin wissen.

Das wisse er eigentlich auch nicht, antwortete Adam.

Und mit dieser Antwort log er, denn ihm war wohl bewusst, dass er das wusste. Er hatte nämlich seine innere Beziehung zu seinen Eltern gekappt. Schon vor vielen, vielen Jahren. Es war und ist eine alte und damit lange Geschichte. Letztlich hatte er sich aus enttäuschter Liebe schon früh von ihnen zurückgezogen. Hatte Mauern um sich herum errichtet mit Schildwachen an allen Toren und Eingängen. Hatte dergestalt dann weder seine Eltern noch sonst jemand gefühlsmäßig an sich herangelassen. Und das schon in früher Kindheit, wenn er sich recht erinnerte. Wie oft war er damals voll der Liebe auf seine Eltern zugegangen? Wie oft war sein Wunsch nach Nähe aber ignoriert oder sogar brüsk zurückgewiesen worden? Wie oft hatte er sich unverstanden oder, schlimmer noch, falsch verstanden gesehen. Wie oft hatte er nach einem Fehler auf Nachsicht gehofft, zumal wenn er seine Verfehlung selbst gebeichtet hatte. Nichts war es damit. Die übliche Tracht Prügel blieb ihm so regelmäßig nicht erspart. Warum bloÙ wurde ihm stets Unwille oder sogar böser Wille unterstellt? Klar, manche seiner SpäÙe oder Streiche waren gern auch einmal grenzwertig, böswillig war er aber nicht. Manchmal waren es aus seiner Sicht auch nur widrige Umstände, die ein Missgeschick auslösten. Und dafür konnte er ja nichts! Gleichwohl war Unverständnis die Regel und zog dann eben die übliche Tracht nach sich.

Leider, leider ...

... sind Sie nun am Ende Ihrer Leseprobe angekommen.

Wenn Sie mehr davon lesen wollen – und wer will das nicht – bestellen Sie den Band für nur 7,00 € als PDF-Ausgabe beim Autor.

Dafür bitte eine Email an:

gerd.pfeffer@online.de

mit der Angabe des bestellten Bandes, hier also „Adam“. In der Antwort erhalten Sie dann die Bankverbindung. Nach Gutschrift des Betrags wird Ihnen die Bestellung als PDF-Datei unverzüglich per Email zugehen. Dieses Dokument können Sie dann auch ausdrucken.

Vielen Dank

und viel Vergnügen bei der weiteren Lektüre

Ihr

Gerd Pfeffer

13. April 2024